



Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

91. Jahrgang, Ausgabe 1/2005

UB Braunschweig
980 141 28



Aus dem Inhalt:

Carl Friedrich Gauß (1777 – 1855)

Justus Oldekop gegen den Hexenwahn

Eine europäische Region
mit Geschichte und Perspektive

UB Braunschweig

GG t m

Fotoausstellung im Bomann-Museum zeigt Stadt und Landkreis Celle früher und heute im Vergleich. Die Gegenüberstellung von historischen Aufnahmen und neuen Fotografien gibt einen Eindruck von der Weiterentwicklung der Stadt Celle und ihres Umlandes in den letzten 100 Jahren. Obwohl Celle im Zweiten Weltkrieg kaum zerstört wurde und die Altstadt mit ihren 450 Fachwerkhäusern als Ensemble unter Denkmalschutz steht, sind viele Häuser heute stark verändert. Der vergleichende Blick zeigt zahlreiche Veränderungen im Stadtbild, bedingt durch Bevölkerungswachstum, sich wandelnde Verkehrsstrukturen, Aufschwung und Niedergang von Industrien sowie Modernisierungen, Um- und Neubauten. Auch die Spuren der 300-jährigen Residenzzeit (1433 – 1705), insbesondere im Bereich des Schlosses mit der Vorburg und den der einstigen Hofhaltung dienenden Wirtschaftsgebäuden, lassen sich im Stadtbild noch finden, haben sich aber stark gewandelt.



„Celle und sein Umland“, die Fotoausstellung im Bomann-Museum Celle ist noch bis zum 30. Oktober 2005 zu sehen.

Abbildungen Titelseite

oben:

Justus Oldekop (Seite 18)

mitte:

Porträt des 26-jährigen Gauß (Seite 8)

unten links:

Christos „Package on a hunt“, Rammelsberg (Seite 3)

unten rechts:

Krickente (Seite 32)

3	Eine europäische Region mit Geschichte und Perspektive <i>Aus „Von Otto bis Phaeno“</i>	Kleine braunschweigische Landesgeschichte für eine europäische Region
6	Vom Aufstieg und Fall des Dr. Hermann Velke <i>Von Matthias Krüger</i>	Helmstedts Bürgermeister zur Zeit der Weimarer Republik
8	Carl Friedrich Gauß <i>Von Klaus Gossow</i>	Ein Beitrag zum Gauß-Jahr
13	Samuel Spier (1838 – 1903) <i>Von Rudolf G. A. Fricke</i>	Kämpfer für Demokratie und soziale Gerechtigkeit
17	Ampelvorkehr <i>Von Ilse Köhler</i>	Eine Kurzgeschichte im östfälischen Plattdeutsch
18	Justus Oldekop: Ein Streiter wider den Hexenwahn <i>Von Joachim Lehrmann</i>	Niedersachsens unbekannter Frühaufklärer
24	Braunschweig-Westadt <i>Von Edmund Heide</i>	Größtes Wohnbauprojekt in unserer Region
26	Beutekunst anno dazumal <i>Von Ilse Dedekind †</i>	Persönliche Briefzeugnisse erlebter Geschichte zum 250-jährigen Jubiläum der Braunschweiger Museen
28	Ein riesiger Schlosspark und zwei Schlösser im Osten der Stadt Braunschweig? <i>Von Burchhardt Warnecke</i>	Über die Pläne für eine neues Residenzschloss von 1830

Rubriken

Neue Bücher 3, 17, 18

Termine 31

Impressum 16

Eine europäische Region mit Geschichte und Perspektive

Aus „Von Otto bis Phaeno – Kleine braunschweigische Landesgeschichte für eine europäische Region“

Der Kern des alten Landes Braunschweig, – gewachsen mit dem Herzogtum bis 1918, dem Freistaat bis 1946 und dem bis zum 31.12.2004 bestehenden Verwaltungs- bzw. Regierungsbezirk –, bildet heute als historische gewachsene Landschaft das Herzstück der neuen Region von Goslar bis Wolfsburg und von Peine bis Helmstedt.

Die Wirtschaft ist vornehmlich geprägt durch Fahrzeugbau, Verkehrstechnik und Stahl, ergänzt um die chemische Industrie im Süden. Legendäre Autos wie der „Käfer“ und der „Golf“ stammen aus Wolfsburg. „In Braunschweig wird die Zeit gemacht“, weil in der Atomuhr der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt die Sekunde durch die periodischen Schwingungen eines Cäsiums-Atoms bestimmt wird.

Mit dem Aufschwung der Volkswagen Financial Services AG befindet sich hier seit einigen Jahren ein niedersächsisches Finanzzentrum. Helmstedt beherbergt die Zentrale des Energiekonzerns Avacon, eines der größten Energiedienstleister in der Bundesrepublik Deutschland. Die Salzgitter AG produziert mit ihrem Werk in Salzgitter-Watenstedt und mit dem Walzwerk in Peine, vormals Teil der Ilseder Hütte, innovative Stahlprodukte.

Der Wolfsburger VW-Konzern entwickelte sich zu einem der größten Automobilhersteller der Welt. Die Salzgitter AG produziert erfolgreich Stahl und in der Universitätsstadt Braunschweig befinden sich zahlreiche High-Tech-Firmen, die von dem internationalen Stand der Forschung an der TU Braunschweig und zahlreichen neu gegründeten Instituten wie dem Institut für Mikroelektronik profitieren. Die Technische Universität Braunschweig festigte nach 1945 bundesweit ihren Ruf als die nach der RWTH Aachen wichtigste Ausbildungsstätte für Maschinenbau- und Elektrotechnik-Ingenieure. Ihre internationale Ausstrahlungskraft zieht eine große Anzahl von ausländischen Studierenden aus aller Welt an.

Weitere Bundes- und Landesanstalten siedelten sich nach 1945 als Großforschungseinrichtungen an, darunter nationale Forschungsinstitute wie die Physikalisch-Technische Bundesanstalt, das Forschungszentrum Braunschweig der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt, die Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft, die Biologische Bundesanstalt und die Gesellschaft für Biotechnologische Forschung. Zusammen mit der Technischen Universität und dem Georg Eckert Institut für Schulbuchforschung, europaweit das einzige seiner Art, festigten sie den Ruf Braunschweigs als „Stadt der Forschung“. Die TU Clausthal im Oberharz, 1864 als Bergakademie gegründet, ergänzt dieses Profil.

Als einzige Kunsthochschule in Niedersachsen sorgt die Braunschweiger Hochschule für Bildende Künste u. a. für den Anschluss an die internationale Kunstszene. Die Fachhochschule Braunschweig-Wolfenbüttel lieferte über Jahre hinweg Ingenieur Nachwuchs insbesondere für das Volkswagenwerk in Wolfsburg und bietet heute mit weiteren Standorten in Wolfsburg und Salzgitter ein breites, über die technischen Fächer hinausgehendes Studienprogramm. In den 1980er Jahren verzeichnete die Region einen überdurchschnittlichen Zuwachs an Arbeitsplätzen im wissenschaftlich-technologischen Bereich.

Ein Forscher der Gesellschaft für Biologische Forschung (GBF) beim Betrachten von Agarplatten, die mit Myxobakterien bewachsen sind. In solchen Bakterienkulturen haben Wissenschaftler schon mehrfach Wirkstoffe gefunden, die sich für medizinische Zwecke nutzen lassen – etwa Substanzen, die das Wachstum von Krebszellen hemmen.





Eine lange aus dem 16. Jahrhundert begründete Stiftungstätigkeit im Bereich von Kunst, Kultur, Wissenschaft und Geschichte hat sich äußerst erfolgreich und beständig erwiesen. Um 1927 existierten 24 Klostergüter, deren Kapitalien in dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds und in der 1934 begründeten Braunschweig-Stiftung verwaltet wurden. Die Bestandsgarantie der Stiftungen, 1946 abgegeben bei der Gründung des Landes Niedersachsen, wurde 1993 in die niedersächsische Verfassung übernommen. Die Kapitalien beider Stiftungen wurden 2005 in der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz zusammengeführt. Seit 1994 ist zudem die STIFTUNG NORD/LB · ÖFFENTLICHE gegründet, die ebenfalls mit regionalem Bezug ihre Aufgabenfelder im Bereich von Bildender Kunst, Literatur, Theater, Musik, Landesgeschichte, Wissenschaft und Technik sowie Sport festgelegt hat.

Eine bundesweit einzigartig dichte Kulturlandschaft lädt ein. Dazu gehören vor allem auch die Institutionen des ehemaligen Landes Braunschweig wie das ehemalige braunschweigische Landeshauptarchiv und die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel sowie das Herzog Anton Ulrich-Museum, das Braunschweigische Landesmuseum, das Staatstheater in Braunschweig.

Für kulturelle Aktivitäten stehen aber auch die Gandersheimer Domfestspiele und das Musikfestival Braunschweig Classix, die zahlreichen Schlösser, Herrenhäuser Gärten, neues Leben in alten Fabrikanlagen, der die Okerbrücken in Braunschweig anlässlich der Expo künstlerisch hervorhebende „Lichtparcours“ im Jahr 2000, die Kunstparcour-Aktionen 2004 oder das jährlich stattfindende Tanzfestival „Movimentos“ in Wolfsburg. Von großer öffentlicher Bedeutung für die Region ist der international bekannte Kulturpreis Goslarer Kaiserring. Goslar ist mit seiner historischen Altstadt und dem Bergwerk Rammelsberg aufgenommen in den Status des UNESCO-Weltkulturerbes.

Aufregende und international beachtete Entwicklungen sind in Wolfsburg zu verzeichnen. Die Stadt hat sich längst von ihrem Ruf als reine Arbeitsstadt mit Drei-Schichten-Rhythmus verabschiedet. Kunstmuseum, Autostadt und die Experimentierlandschaft „Phaeno“ weisen den Weg zu einem modernen industriellen Kompetenzzentrum und Erlebnispark für das 21. Jahrhundert.

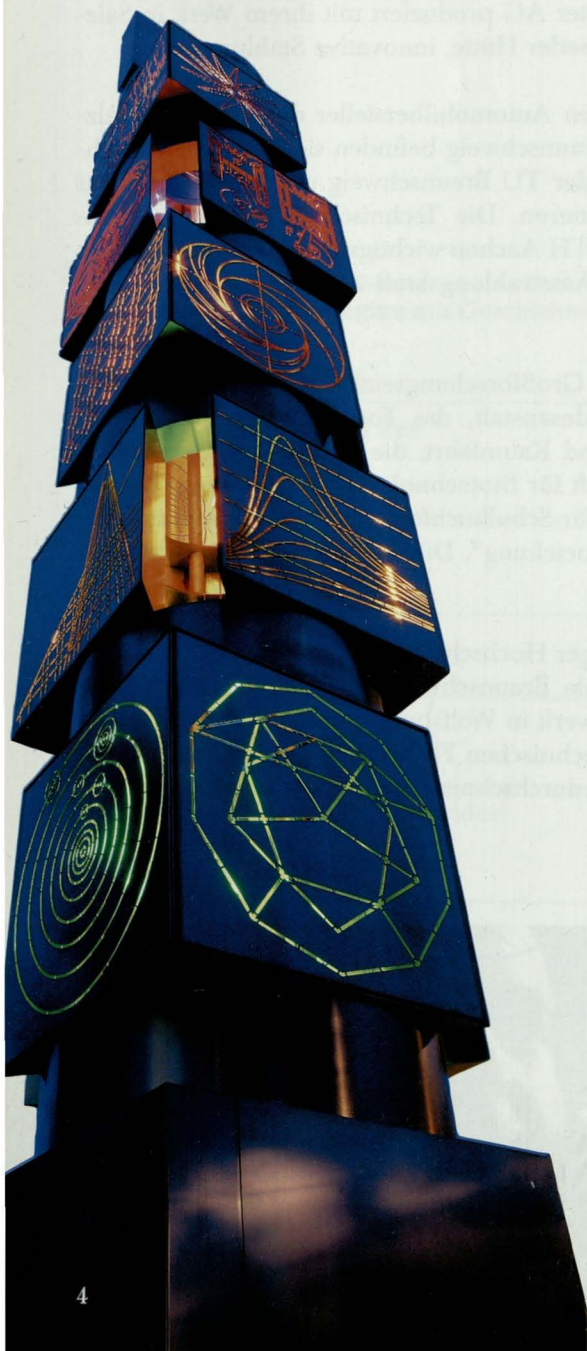
2005 wurde die „Projekt Region BRAUNSCHWEIG GmbH“ gegründet. Bislang einzigartig in Deutschland bündelt sie namhafte Unternehmen, acht Städte und Landkreise, den Arbeitgeberverband, die IG Metall und die Industrie- und Handelskam-

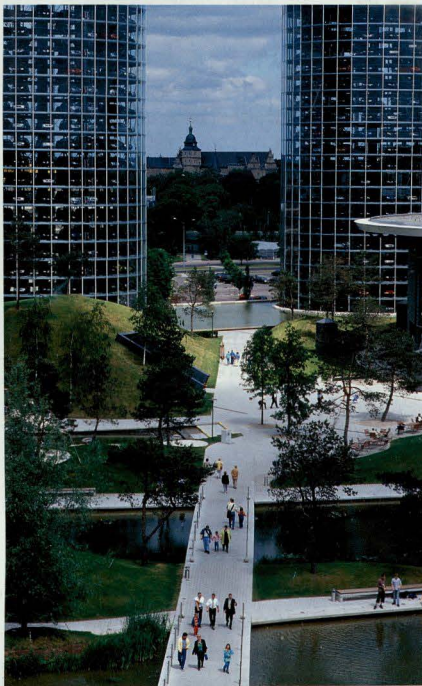
Bild oben:

Christos „Package on a hunt“: Der Verpackungskünstler setzte 1988 mit dem verschürten Erzwagen („Hunt“) einen Schlussstrich unter den zehn Jhdte während aktiven Bergbau am Rammelsberg.

Bild unten:

„Turm der Technik – Maß, Zahl und Gewicht“, Fachhochschule Braunschweig-Wolfenbüttel, geschaffen von dem international bedeutenden, in Liebenburg lebenden Künstler Gerd Winner. Die Stele bildet in 20 Flachreliefs die Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik ab, ausgehend von der Antike bis zur technischen Umsetzung in unserer Zeit.





mer mit dem Anliegen, den Wirtschafts- und Wissenschaftsstandort europaweit bekannt zu machen.

Die Region befindet sich heute mitten in Europa und ist im ICE-Takt mit dem politischen Zentrum, der deutschen Hauptstadt Berlin, verbunden. Diese wiedererlangte geographische Lage aus eigener Kraft zu nutzen und eine Brücke zu den neuen Bundesländern und EU-Staaten östlich der Elbe zu schlagen, ist die Herausforderung für die Zukunft. Dabei kann man sich auf in der Vergangenheit bereits vorgelebte Muster berufen: auf die engen Verbindungen des Herzogs Heinrich Julius zum Kaiserhof nach Prag, auf die dynastischen Beziehungen der braunschweigischen Welfen nach Russland und Polen und auf die engen wirtschaftlichen Verbindungen zu den mitteldeutschen Industriegebieten.

Text und Fotos aus „Von Otto bis Phaeno“

Bild oben:

Bibliothek HBK: Neubau der Bibliothek der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig (HBK) (KSP Engel u. Zimmermann Architekten BDA) unter Nutzung von Teilen des mexikanischen Pavillons der EXPO 2000 (Legoretta + Legoretta Arquitectos, Mexiko City/Los Angeles).

Bild mitte:

Autostadt: Wie sehr Tradition und moderne Industrien das heutige Gesicht der Region prägen, wird in der Autostadt in Wolfsburg deutlich. Die beiden je 20 Stockwerke hohen Autotürme geben den Blick frei auf das Weserrenaissanceschloss, in dem das Stadtmuseum eine Ausstellung zur Geschichte des Schlosses und der Stadt Wolfsburg eingerichtet hat.

Bild unten:

Kunstmuseum Wolfsburg. Das postmoderne Glas-Stahl-Gebäude des Museums (Entwurf Peter P. Schweger Partner) bietet mit international beachteten Ausstellungen einen Einblick in moderne und zeitgenössische Kunst. Ganz in seiner Nähe befinden sich weitere Beispiele moderner Architektur, so das von Alvar Aalto erbaute Kulturzentrum oder Das Theater am Klieversberg, das Hans Sharoun entworfen hat, und das Science Center Phaeno nach Plänen der Architektengemeinschaft Zaha Hadid – Mayer-Bährle, (London-Lörrach).



Von Otto bis Phaeno erzählt von mehr als 1200 Jahren Geschichte einer Region. Der purpurfarbene Kaisermantel Ottos IV., des Sohnes von Herzog Heinrich dem Löwen, steht mit Reichsadler und welfischen Leoparden symbolisch für das Mittelalter im Umschlagbild. Die Region, das ist der Raum vom nördlichen Harz bis zur Lüneburger Heide, von der Aller über die Oker bis zur Leine. Er ist geprägt von selbstbewussten Städten, vom 1235 gegründeten Herzogtum Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel), von höfischer Kultur und bürgerlichem Freiheits- und Fortschrittsdenken im 18. und 19. Jahrhundert. Darauf konnten Forschung und Industrie in den letzten zwei Jahrhunderten aufbauen.

Phaeno symbolisiert den Aufbruch der regionalen Wirtschaft in den globalen Wettbewerb des 21. Jahrhunderts. Technischer Fortschritt schöpft seine Kraft aus anwendungsnaher Forschung und reflektiert sich zugleich in der geistesgeschichtlichen Tradition einer alten Kulturlandschaft. Braunschweig und Wolfenbüttel liegen dabei im Zentrum eines historisch gewachsenen Achsenkreuzes, das sich von Goslar bis Gifhorn, von Salzgitter bis Wolfsburg und von Peine bis Helmstedt erstreckt. Orientiert an den modernen Lesegewohnheiten werden auf 112 Seiten die mehr als 1200 Jahre Geschichte der Region mit vielen Fotos und Karten in lebendiger Form dargestellt: zum Nachschlagen, Stöbern, Entdecken.

*Horst-Rüdiger Jarck mit
Annette Boldt-Stülzbech, Gudrun Fiedler
und Bettina Schmidt-Czaia*

Von Otto bis Phaeno

*Kleine braunschweigische Landesgeschichte
einer europäischen Region*

*Appelhans Verlag Braunschweig
14 x 21 cm, 112 Seiten, über 100 Abb.
ISBN 3-937664-21-1, EUR 12,80*

Helmstedts Bürgermeister zur Zeit der Weimarer Republik: Vom Aufstieg und Fall des Dr. Hermann Velke

Text von Matthias Krüger



Dr. Hermann Velke, Anfang der 1920er Jahre
(Foto: Stadtarchiv Helmstedt)

14 Jahre lang stand Dr. Hermann Velke an der Spitze Helmstedts. Als hauptamtlicher Bürgermeister führte er die Stadt seit 1919 durch die Höhen und Tiefen der Weimarer Republik, bis ihn die Nazis 1933 aus dem Rathaus mobbten.

In Velpke war er 1883 zur Welt gekommen. Schon früh verließ der junge Hermann seine Familie,

um das renommierte Braunschweiger Wilhelm-Gymnasium zu besuchen. Nach dem Abitur studierte Velke die Rechtswissenschaften an den Universitäten Greifswald und Tübingen. Die beiden Staatsexamina 1906 und 1911 öffneten dem inzwischen zu Leipzig promovierten Juristen den Weg in die Kommunalverwaltung. Erste Erfahrungen sammelte er bei den Magistraten von Frankfurt/Oder, Guben und Lichtenberg, bevor ihn die Stadt Helmstedt Ende 1912 als Assessor einstellte. Velke ahnte damals sicher nicht, dass er seinen Vorgesetzten, den konservativen Bürgermeister Franz Schöнемann, schon bald „beerben“ würde.

Aber noch war es nicht so weit. Zunächst musste Velke in den Weltkrieg. Mit patriotischer Begeisterung hielt der mehrmals verwundete und vielfach ausgezeichnete Frontkämpfer die Knochen hin. 1918 kehrte er nach Hause zurück, wo sich der Heimat Dank in der unverzüglichen Beförderung zum Stadtsyndikus äußerte.

Helmstedts Verwaltung hatte zupackende und führungserprobte Leute gerade jetzt bitter nötig. Die Not infolge des verlorenen Krieges war groß, und politisch stand alles Kopf. Im Frühjahr 1919 brachen linksradi-

kale Unruhen los. Bürgermeister Schöнемann wurde inhaftiert; auf dem Rathaus wehte einige Tage die rote Fahne, und drinnen übernahmen Spartakisten das Kommando. Auch Velke musste wohl oder übel gehorchen – bis die Putschisten sich eigentlich der Bevölkerung zugedachte Lebensmittel unter den Nagel rissen. Aus Protest dagegen legte der Stadtsyndikus vorübergehend sein Amt nieder.

Die Revolte dauerte zwar nicht lange, hatte aber überraschende Konsequenzen: Franz Schöнемann warf plötzlich das Handtuch. Zur Direktwahl des Bürgermeisters im September 1919 wollte er nicht mehr antreten. Das rechte Lager brauchte also einen neuen Kandidaten. Hermann Velke, Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei, war bereit. Mit Rückendeckung der SPD fuhr der Verwaltungsexperte einen fulminanten Wahlsieg ein. Fast 77 Prozent der Stimmen brachten ihn für zunächst sechs Jahre auf den Chefessel im Rathaus.

Dort erreichte Velke trotz schwieriger wirtschaftlicher und (kommunal-) politischer Bedingungen eine ganze Menge. Vor allem überzeugte er die heillos zerstrittene, 1924 sogar durch einen Staatskommissar ersetzte Stadtverordnetenversammlung von seinem ehrgeizigen Investitionsprogramm zur Behebung des Wohnungsmangels: Nicht weniger als 264 Wohneinheiten wurden bis 1925 in Helmstedt gebaut. Der Bürgermeister schaufelte außerdem viel Geld zugunsten sozialer Aufgaben frei und sorgte für die Gründung der Volkshochschule; er bemühte sich nachhaltig um ein gegliedertes Hilfschulsystem und verhalf den Landwirtschaftlichen Lehranstalten (Wilhelmstraße) zu einer Oberstufe nebst staatlich anerkannter Reifeprüfung.

Im Sommer 1925 konnte Hermann Velke seine Wiederwahl durch die Stadtverordnetenversammlung feiern. 12 weitere Jahre im Rathaus lagen nun vor ihm. Der frühere Elan war freilich wegen der zusehends enger werdenden finanziellen Spielräume rasch dahin. Zwar fanden die Vorschläge des Bürgermeisters, eine Volksbibliothek zu eröffnen und ein neues Gaswerk am Mühlgraben zu errichten, 1925/26 noch die Billigung des örtlichen Parlaments. Dann aber musste Helmstedt endgültig kleine Brötchen backen. Die grassierende Arbeitslosigkeit



Dr. Hermann Velke, 1935

keit stürzte immer mehr Menschen ins Elend, und die kommunalen Unterstützungsleistungen hatten bei gleichzeitig wegbrechenden Einnahmen chronisch rote Etatzahlen zur Folge.

Haushaltskonsolidierung war angesagt. Velke machte sich ans Krisenmanagement. Doch in Zeiten der Rezession kämpfte er einen aussichtslosen Kampf, und er kämpfte ihn nicht zuletzt gegen die Stadtverordnetenversammlung. Seine Steuererhöhungsinitiativen scheiterten nahezu regelmäßig am erbitterten Widerstand der jeweiligen Mehrheit.

Der Bürgermeister geriet allmählich zwischen sämtliche Stühle und zunehmend auch mit dem rechten Lager, seinem bisherigen Rückhalt, über Kreuz; denn er scherte sich kaum um parteipolitische Opportunität, sondern tat, was er dem Gemeinwohl zu schulden glaubte. Beispielsweise widersprach Velke dem konservativen Plan, der Mädchenoberschule am Langen Steinweg ihre Selbstständigkeit zu nehmen, ebenso engagiert wie der SPD-seits geforderten Auflösung der Landwirtschaftlichen Lehranstalten.

Die Schwierigkeiten zwischen Stadtoberhaupt und Stadtparlament rissen nicht ab. Trotzdem empfand Velke keine Schadenfreude, als der Staatskommissar nach zwei weiteren Stippvisiten im Sommer 1929 und um die Jahreswende 1930/31 dann von Juli 1931 an Dauergast im Rathaus wurde. Die Entmündigung der gewählten Abgeordneten durch solchen Regierungsbeauftragten ging ihm, dem leidenschaftlichen Verfechter der gemeindlichen Selbstverwaltung, vielmehr an die Substanz.

Hitlers „Machtergreifung“ im Januar 1933 markierte den Anfang vom Ende der Bürgermeisterkarriere. Die Nationalsozialisten sahen in Velke ein Relikt des verhassten „marxistisch-liberalen Systems“. Sofort setzten sie ihn auf die Abschussliste. Schon am 16. März 1933 drängten die örtlichen NS-Bonzen den Spitzenbeamten zum Amtsverzicht. Dabei war Velke zu jener Zeit kein Nazi-Gegner. Er stand der NSDAP zwar zögernd-abwartend, in der Hoffnung auf eine Besserung der wirtschaftlich desolaten Verhältnisse aber doch prinzipiell wohlmeinend gegenüber. Und ein Rücktritt erschien ihm wie die Flucht aus der Verantwortung für Helmstedt. Kneifen wollte der gerade einmal knapp 50jährige Hermann Velke nicht. Solches Verhalten hätte sich weder mit seinem Berufsethos noch mit dem Wunsch vereinbaren lassen, das eigene politische Lebenswerk in der restlichen Wahlperiode abzurunden.

Also blieb der Bürgermeister (einstweilen) im Amt. Während der folgenden Wochen und Monate versuchte er, sich mit den braunen Herren zu arrangieren, einen gemeinsamen Nenner unter dem Hakenkreuz zu finden. Das führte zu einer immer problematischeren Gratwanderung zwischen „preußischer“ Pflichterfüllung einerseits und gefügiger Anpassung andererseits. Die erste Welle des Nazi-Terrors etwa, die in den letzten März-Tagen des Jahres 1933 über Helmstedt hereinbrach, nahm Velke achselzuckend zur Kenntnis.

Kaum hatte Hitler mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ die rechtliche Basis für die Entfernung missliebigen Personals aus dem öffentlichen Dienst geschaffen, vollzog das Stadtoberhaupt sicherheitshalber den Kotau vor der NSDAP. Zu Beginn der konstituierenden Sitzung des gleichgeschalteten Ortsparlaments am 27. April 1933 legte Velke das „Gelübde“ ab, „voll und ganz“ hinter der neuen Regierung zu stehen – der Zweck, beruflich über die Runden zu kommen, heiligte ihm jetzt sogar dieses Mittel.

Zur Bekräftigung des Treueschwurs beantragte Velke schließlich die Mitgliedschaft in der Partei des „Führers“. Aber auch das (wegen einer Aufnahmepersperre obsoletere) Beitritts-gesuch versöhnte die Nazis nicht. Im Gegenteil: Man demütigte den Bürgermeister durch dessen Abberufung aus der Funktion des Leiters der Stadtpolizeibehörde – ein lokalgeschichtlich einmaliger Vorgang –, und man machte ihm das Alltagsgeschäft so schwer wie irgend möglich.



Die Helmstedter Stadtverordnetenversammlung, April 1933
(Foto: Stadtarchiv Helmstedt)



(Foto: Landgericht Braunschweig)

Beides hatte den gewünschten Erfolg. Velke, an der Grenze der Selbststachtung angekommen, gab auf und bat am 28. September 1933 um seine Pensionierung. Die linientreuen Stadtverordneten stimmten natürlich zu. Ihre Sitzung vom 17. Oktober 1933 stand allerdings ganz im Zeichen der verbalen Abrechnung mit dem bereits beurlaubten Verwaltungschef. Ein wahres Scherbengericht wurde inszeniert – der finale Fußtritt für Velke, dem der Nationalsozialismus fortan ein Greuel war.

Der Ex-Bürgermeister ließ sich ab 1934 in Helmstedt als Rechtsanwalt nieder und wechselte 1945/46 vorübergehend zur Justiz. 1952 ist er, 68jährig, an einem Herzschlag gestorben.

Quellen:

Personalakten des Landgerichts Braunschweig, Az. I V 1; Müller, Helmstedt, die Geschichte einer deutschen Stadt, 1998; Wendt (Bearb.), Bericht über die Verwaltung der Stadt Helmstedt in den Jahren 1913 bis 1925, 1926; diverse Artikel aus dem Helmstedter Kreisblatt und der Helmstedter Kreiszeitung; Auskünfte von Rudolf Velke †.

Carl Friedrich Gauß

Ein Beitrag zum Gauß-Jahr von Dipl.-Ing. Klaus Gossow



Die Zeit der Aufklärung hat dem rationalen Denken, hat den Erkenntnissen der Wissenschaft einen ebenso großen Impuls verliehen wie die Reformation.

Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist gerade in Deutschland eine basislegende Epoche: Naturwissenschaftler legten das Fundament für die technische Revolution des 19. bzw. 20. Jahrhunderts.

Immer sind es große Männer gewesen, die die Früchte der Zeit pflückten und den Praktikern die Basis für die „Serienfertigung“ lieferten. Auf den Spuren Leibniz wandelnd entwickelte die Professoren-Generation des frühen 19. Jahrhunderts eine erstaunliche Nähe zur Praxis; immer aber war Mathematik die Zentrale, aus der sich alles entwickelte: *Die Mathematik ist die Königin der Wissenschaften, und die Arithmetik die Königin der Mathematik.*

Dieser Satz stammt von einem der größten deutschen Professoren aller Zeiten, von Carl Friedrich Gauß. Mathematik, Astronomie, Physik, Geodäsie, vier Wissenschaftsgebiete, vier Schaffensperioden; die Vermessungskunde steht als letzte, weil sie Grundlage für jede Art von Baukunst ist, über die heute zu sprechen ist. Nicht ohne Grund wird Gauß

schon zu Lebzeiten, mehr noch posthum als Princeps mathematicorum „Fürst der Mathematiker“ titulierte.

Er war tatsächlich einer der bedeutendsten Mathematiker, die die Menschheit hervorgebracht hat. Selbst ein bedeutender Mathematiker unserer Tage bezeichnet Gauß Leistung als das größte Wunder (!) in der mathematischen Literatur. Das Bemerkenswerte an ihm war, dass er in der Regel von einer praktischen Aufgabenstellung ausging, die Probleme aber immer bis zur höchsten theoretischen Abstraktion durchdachte. So fand Gauß seinen Platz nicht nur in der Geschichte der Mathematik, sondern ebenso in der Astronomie, der Geodäsie und der Physik, weil er für viele Aufgaben dieser Disziplinen praktikable mathematische Verfahren entwickelte.

Albert Einstein, Nobelpreisträger 1921, den man im Vergleich zu Gauß als „Kobold der Naturwissenschaften“ bezeichnen möchte – Sie kennen sicherlich sein Konterfei mit wirrem Haar, wachen Augen und herausgestreckter, scharlachroter Zunge – postuliert: *Phantasie – heute sagt man: Kreativität ist wichtiger als Wissen.*

Er hat Gauß kopiert, den, dem die Graphologen aufgrund der „großen Ober-

und Unterlängen in seiner Unterschrift“ ein Höchstmaß an Selbstwertgefühl bescheinigen.

Carl Friedrich Gauß ist ein Braunschweiger Kind, dem seine Vaterstadt – übrigens auch die von Wilhelm Raabe und Ricarda Huch – auf dem Gaußberg ein repräsentatives Denkmal errichtet hat. Kurz vor seinem Tode hat sie ihm am 50. Jahrestag seiner Promotion zum Ehrenbürger ernannt.

Er war einer der ersten, der durch das nunmehr auch hier erstarkte Bürgertum der Nachwelt zum Vorbild geehrt wurde; später folgten Herren wie Hitler, Göring und Klagges, der „Königsmacher“ ... weniger rühmlich.

Gauß hat sich in Wissenschaft und Technik, unentbehrlich gemacht, davon zeugen viele Ehrungen in direkter Art wie Gaußberg, -briefmarke, -denkmal, -medaille, -münze, -museum, -schule, -straße, mehr die Begriffe aus der mannigfaltigen Fachwelt, die seinen Namen tragen, weil er der Erfinder, der Entdecker, der Protagonist war, wie GAUSS-Effekt, Epoche, Ganzeilfunktion, Klammerfunktion und Gaußsche Abbildung, Gauß-Krüger-Abbildung, Gauß-Krüger-Koordinaten, Gauß-Krüger-Systeme, Gaußsche Differentialgleichung, Gaußsche Diop-

trik, Gaußsche Gleichung, Gaußsche Glockenkurve, Gaußsche Koordination, Gaußsche Krümmung, Gaußsche Methode, Gaußsche Zahlen, Gaußsche Zahlenebene, Gaußscher Algorithmus, Gaußsches Eliminationsverfahren, Gaußscher Integralsatz, Gaußsches Doppelobjektiv, Gaußsches Einheitensystem, Gaußsches CGS-System, Gaußsches Gebiet, Gaußsches Prinzip der kleinsten Quadrate, Gaußsches Prinzip des kleinsten Zwanges.

Und – es ist kaum glaubhaft: es gibt auch einen Gauß-Typ, aber er ist nicht so sehr „un chic typ“; der Gauß-Typ ist vielmehr ein Begriff aus dem Fachjargon für photographische Objektive! Ist es ein besserer Beweis für Gauß hohe Reputation, dass der letzte Hannoversche König Georg V. sofort nach seinem Tode im Jahre 1855 eine Gedenkmünze prägen ließ, die auf der Vorderseite Gauß Kopf im Profil zeigt und auf der Rückseite von einem Efeukranz umrahmt die Inschrift:

GEORGIUS V.
REX HANNOVERALE
MATHEMATICORUM
PRINCIPI

Zu deutsch: Georg V. König von Hannover dem Fürsten der Mathematiker. Dieser Ehrentitel hat sich bis heute erhalten; denn er war nicht übertrieben, sondern entsprach der Wahrheit.

Das Geburtshaus am Wendengraben in Braunschweig, das seine Eltern, der

strenge Vater, ein Tagelöhner, Schlachter und Maurer, und die herzensgute Mutter, eine Analphabetin ihr Leben lang (Mendel lässt grüßen) bewohnten, ist im 2. Weltkrieg zerstört worden.

Als Schüler schon verblüffte Gauß nicht nur seinen Lehrer J. Fr. Karl, der seinen Schülern – um Ruhe und Muße zu haben – die „Langzeit-Aufgabe“: Summen aller Zahlen von 1 – 1.000 stellte und den der neunjährige Carl Friedrich nach einer Minute mit der etwas patzigen Bemerkung im echt braunschweigischen Dialekt „Da ligget se“ und der richtigen Lösung: 5.050 überraschte. 1 + 999, 2 + 998, 3 + ... Sie ahnen schon? Das Braunschweiger Katharinengymnasium ist nur eine Zwischenstation. 1797, als Gauß gerade 18 Jahre alt ist, wird sein Schicksalsjahr. Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig erkennt das ungewöhnliche Talent und fördert seine geniale und vielseitige Begabung, indem er ihn auf seine Kosten an die im höchsten Ansehen stehende Georgia Augusta zu Göttingen schickt, ins freundliche, welfische Ausland, ins Hannoversche, Hannover an der Leine, Göttingen an der Leine. Wie nicht anders zu erwarten. Schon die erste Seite im „Wissenschaftlichen Tagebuch“ des jungen Studenten (30.03.1796) war eine kleine Sensation, wie für ein Genie nicht anders zu erwarten. 2000 Jahre war dieses Problem ungelöst: wohl gab es schon für die Griechen die Konstruktion des „dem Kreise einbeschriebenen regelmäßigen Drei- und Fünfeckes“, Gauß

gelang die Lösung für die geometrische Konstruktion des 17-Eckes. Und dazu brauchte er nicht die beiden Zeicheninstrumente, Zirkel und Lineal, sondern er löste auf arithmetischem Wege das allgemeine Problem der Kreisteilung, eine sehr schwierige Aufgabe der höheren Analysis und stellte die Lösung durch eine kurze und einprägsame – oder wie Gauß es selbst nannte –, durch eine „zierliche“ Formel dar. Dieser Lösungsansatz ist dann erst wieder für das 257-Eck zu führen. Zitat: ... und die Arithmetik ist die Königin der Mathematik! Siehe oben ... Noch Fragen, Kienzle?!

Zum zweiten Mal nach dem Coup des 17-Ecks erregte Carl Friedrich Gauß das Erstaunen der versierten Mathematiker durch seine Dissertation, in welcher der nunmehr Zweiundzwanzigjährige den sogenannten „Fundamentalsatz der Algebra“ nicht nur behandelte, sondern erstmals stichhaltig bewies. Seine berühmtesten Vorgänger hatten dies nicht vermocht, wie ihnen Gauß nachwies. Bezeichnend ist, dass Gauß diese Dissertation 1799 als Externe in der Braunschweigischen Landesuniversität Helmstedt (!) einreichte, einreichen musste, der gönnende Herzog wünschte es so!

„Nach der Wende 1989“, die unserem deutschen Vaterland wieder die schon zu Gauß Zeiten heißersehnte Einheit brachte, gab die Deutsche Bundesbank eine neue Serie von Banknoten heraus: zwischen zwei bemerkenswerten Frauen,

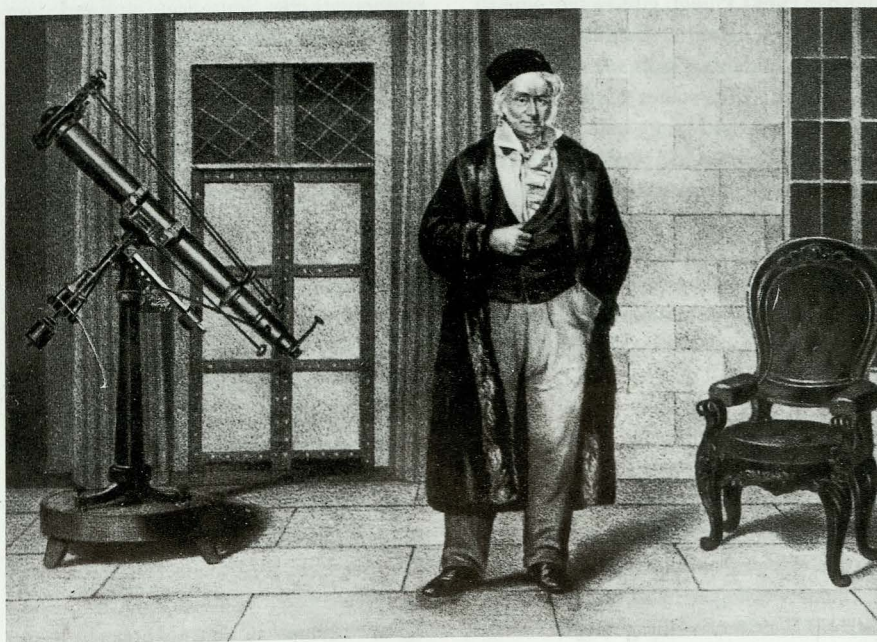


Abb. linke Seite:

Die neue Steinwarte in Göttingen, an der Gauß Direktor war. Aquarell von 1816.

Abb. rechte Seite:

Carl Friedrich Gauß auf der Terrasse der Göttinger Steinwarte.

(Abbildungen aus „Carl Friedrich Gauß 1777 – 1855“ Ausstellungskatalog des städtischen Museums Göttingen, 1977)

Dichterinnen (5 DM: Bettina von Arnim und 20 DM: Anette von Droste-Hülshoff) präsentiert sich der „Principes mathematicorum“ auf dem Zehn-DM-Schein mit allen seinen augenfähigen wissenschaftlichen Leistungen (übrigens das Konterfei ist seitenverkehrt! Aber: wer schaut schon aus einem Geldschein heraus?), er präsentiert sich unter anderem und vor allem mit der Gauß'schen Glockenkurve, der sog. „Normalverteilung“, gleich neben seinem Bild, von dem es zwei „Originale“ gibt; eines hängt noch heute in seiner Sternwarte in Göttingen, in der er 1855 gestorben ist, ohne sie in den letzten Jahrzehnten je verlassen zu haben. Schauen Sie sich die Glockenkurve genau an. Sie beweist: es gibt wenige ganz Dumme, wenige ganz Schlaue, die meisten sind mittelmäßiger Intelligenz – superhässliche Frauen und solche wie die Venus von Milo halten sich zahlenmäßig die Waage auf geringem Niveau, das Gros ist von durchschnittlichem Charme – schwache und starke Männer ... ach nein, da versagt selbst Altvater Gauß, bei Männern gibt's nur Mittelmäß! Einen Gruß an die Frauenbeauftragte der Stadtverwaltung. Für Gauß hat alles und alles immer eine mathematische Basis; er hat diese Denkweise nie verlassen. So ist bezeichnend, dass er auch die Tür zu einer „Neuen Mathematik“ aufgestoßen hat, der „nichteuklidischen“! Seit Euklid, lange vor Christi Geburt im vorderasiatischen Griechenland ($a_+ = p \cdot c$) gelten Inzidenz-, Anordnungs- ... Axiome, vor allem aber das Parallelen-Axiom (merke: parallel zu einer Geraden g , auf der der Punkt P liegt, gibt es nur eine (!) Parallele. Logisch? Euklid: ja, die „Nicht-Eukliden“ Gauß, Bolyan, Riemann nein! Und später wird es einmal als Weiterentwicklung eine „absolute Geometrie“ geben, die weder die Gültigkeit noch die Negation des Parallelen-Axioms fordert. Untrennbar mit dem Problem der Wertung von wissenschaftlichen oder technischen Messergebnissen ist Gauß mit seinem Satz von der Methode der kleinsten Quadrate verbunden.

Gauß konstatiert: $(\sum v) = 0$, phonetisch ausgedrückt, Summe $vau\ vau$ gleich Null. Die Aufgabe, die gestellt war, lautete: Welcher Wert einer gemessenen Größe, für die unterschiedliche Messergebnisse vorliegen, ist der wahrscheinlichste? Welcher hat die geringste Fehler-

abweichung? Hiermit haben sich berühmte Mathematiker beschäftigt: Tobias Mayr, Euler, Lambert, Lagrange, Laplace; Legendre ... und C. F. Gauß. z.B. Laplace: Die Summe aller Fehler soll Null werden. Der Nachteil dieses Lösungsvorschlages ist, dass große und kleine Fehler das gleiche Gewicht haben.

Für Gauß stand jedoch fest: $(\sum v^2) = 0$, d.h. die Summe des Quadrats der Fehlerabweichungen muss minimiert werden; damit erhalten – wie es allein logisch ist – kleine Fehler geringes und große bedeutendes Gewicht, auch heute noch ein Fundamentalsatz jeder empirischen Wissenschaft, vor allem der Geodäsie.

Die Jahrhundertwende brachte nach der Promotion im Jahr 1801 den zweiten Paukenschlag für die Europäische Gelehrtschaft: das Standardwerk „Disquisitiones mathematicae“, Untersuchungen über höhere Mathematik, die endlich dieser Geisteskatégorie in Deutschland Weltniveau brachte.

Das neue, das 19. Jahrhundert begrüßte aber auch einen neue Epoche machenden Astronomen: Carl Friedrich Gauß. Astronomie ist ein Fachgebiet, das zur damaligen Zeit alle Genies in Europa begeisterte und entflammte. Piazzi in Palermo am Neujahrstag 1801 und Olbers in Bremen entdecken kleine Planeten, die Ceres, den Pallas ... die Juno, die Vesta ... 5.000 Planetoiden kennt man heute neben Saturn, Venus ... und Merkur. Es war eine astronomisch-mathematische Sensation: anhand von drei Standort-Angaben fand man die am Himmel verlorengegangenen Sternchen wieder: die Gauß'sche Berechnung machte es möglich. Die Jahre von 1805 bis 1809 stellen für Gauß eine überaus wichtige Epoche dar, die Weichenstellung für sein späteres Leben: er heiratet Hannchen Osthoff, die Söhne Joseph und Ludwig werden geboren, sein Gönner, der Braunschweiger Herzog Ferdinand, fällt als Befehlshaber des „freien Europa“ in der Schlacht bei Jena und Auerstädt gegen den Welteroberer Napoleon, der übrigens Franzose war, Frau und Sohn sterben, ... ein Inferno an menschlichen Tragödien, die dem nicht unsensiblen Gauß schwer zusetzen und ihn schnell in die zweite Ehe mit Minna Waldeck, einer Freundin seiner ersten Frau, treiben. Er hat Mühe, sich auf

seine wissenschaftliche Arbeit zu konzentrieren, und doch erscheint in diesen Jahren das Standardwerk der Astronomie, das noch viele Jahrzehnte diese Wissenschaft in der Welt beeinflussen wird: *theoria motus corporum coelestium*

Schon 1800 war in Lilienthal bei Bremen die erste internationale wissenschaftliche Gesellschaft gegründet worden, die astronomische. Unter 24 Mitgliedern aus aller Welt, auch aus Pulkowo bei St. Petersburg, durfte ein Name nicht fehlen: Carl Friedrich Gauß. Auf der Grundlage der Erkenntnisse der Astronomen Titius und Bode erkannte Gauß schnell, dass zwischen Mars und Jupiter noch ein anderer, bislang nicht bekannter Planet die Erde umkreisen muss. Er hatte Recht: es ist Uranus!

In diese Epoche fällt auch die Übersiedlung von Braunschweig (1807, ein Jahr nach dem Tode des Herzogs) an die neu erbaute Sternwarte in Göttingen mit Übernahme einer Professur für Mathematik. Göttingen, das Stadtbild als Wasserzeichen auf der Vorderseite des 10-DM-Scheins, vor allem aber die Sternwarte werden von nun an fast 50 Jahre die prägende Umgebung für das weiterhin unerschöpfliche Genie Carl Friedrich Gauß sein. Wie gut, dass der für damalige Verhältnisse prunkvolle Neubau auch nach 1806, einem der Schicksalsjahre europäischer Geschichte im 19. Jahrhundert, durch König Jerome als König von Westfalen, in der Kasseler Residenz haltend (1086 – 1813), wohlwollend bis zu seiner Vollendung begleitet wurde!

Im Jahre 1826 tritt der junge 24-jährige Physiker Wilhelm Eduard Weber (Lehrstuhl für Experimentelle Physik) in Gauß Leben und erweckt in ihm eine neue Quelle seines Genies: die Physik oder besser gesagt die Praktische Physik; den Theoretiker Gauß und den Praktiker Weber beschäftigten in der späteren Zeit höchst nützliche Dinge, der Erdmagnetismus und das Telegraphenwesen. Die Weltkarte der überall angesiedelten „Magnetischen Vereine“ (Atlas des Erdmagnetismus) und der Stadtplan von Göttingen mit der ersten kupfernen Telegraphendrahleitung sind sichtbares Kennzeichen dieser schaffensreichen Epoche. Übrigens: über den Text des 1. Telegramms der Welt von Weber an Gauß (1833) gibt es zwei Versionen:

1. die banale: „Michelmann (Anm.: Name des Kalfaktors des Physik. Instituts) kömmt!“ ... was das heißen sollte! ... vielleicht um eine Flasche guten Weins als Dank für das gelungene Experiment zu bringen! Michelmann war jedoch vor Eintreffen des Telegramms da.

2. die hochgeistige Version: „Wissen vor Meinen, Sein und Scheinen!“ ... Preußen lässt grüßen! Die kommen aber bekanntlich erst 1866 nach Hannover und Göttingen.

Die gedeihliche Zusammenarbeit der beiden Wissenschaftler (1840: „Allgemeine Lehrsätze in Beziehung auf die im verkehrlichen Verhältnis des Quadrats der Entfernung wirkenden Anziehungs- und Abstoßungskräfte“ und 1843 „Disziplinarische Untersuchungen“), wird durch politische Wirren beendet. Weber gehört mit den Gebrüdern Grimm, dem Orientalen Ewald, der Gauß Lieblings-tochter geheiratet hatte und anderen zu den Göttinger Sieben, zu denen, die gegen König Ernst August, den Absolutisten auf dem Welfenthron, im Vormärz (1837) Front machen. Das congeniale Duo Gauß – Weber wird gesprengt; als Weber nach 1848 nach Göttingen zurückkehrt, hat Gauß den wissenschaftlichen Impetus verloren.

Für jeden Ingenieur und Architekten ist die Gauß'sche Schaffungsperiode in der Geodäsie die aufregendste. Kaum einer hätte gedacht, dass dieser „zerbrechliche Wissenschaftler“ auch den Sprung in die superharte Feldarbeit – wie der Landesvermesser zu sagen pflegt – schaffen und ertragen würde. Ohne Gauß ist das, was wir in Europa unter neuzeitlicher Geodäsie verstehen, nicht denkbar. Grundlage auch dieser Arbeiten war und blieb für Gauß aber die geliebte Mathematik: diese schon fanatische Liebe hat ihn immer verfolgt und zu immer neuen Höchstleistungen gebracht.

Vielleicht dazu noch ein kleines Beispiel: als man Gauß die Professorenwitwen- und Waisenkasse übertrug, entwickelte er „so nebenbei“ die Grundlage der Versicherungsmathematik. Die Kenntnis der Zusammenhänge in der Wahrscheinlichkeitsrechnung brachte ihm auch Erfolg beim Umgang mit Wertpapieren; als er starb, war er – nach heutiger Kaufkraft – Millionär.

Zurück zur Geodäsie:

Heinrich Schumacher, ein Schüler von Gauß, war Direktor der Sternwarte in Altona, das damals zu Dänemark gehörte. Dieser regte an, die Dänische Landesvermessung durch das Königreich Hannover fortzusetzen und die Sternwarten Altona und Göttingen durch ein Dreiecksnetz miteinander zu verbinden. Ziel dieser Dreiecksketten, die schließlich von Dänemark bis Sizilien reichten, war zunächst nicht die Landesvermessung, sondern in erster Linie die sog. Gradmessung zur Bestimmung der Erdgestalt. Man wollte die Abweichungen der Erde von einer Kugel bestimmen. Gauß stimmte dem Plan sofort zu, und Schumacher erreichte es durch geschickte Diplomatie, dass Gauß 1820 offiziell von König Georg V. den Auftrag für diese Gradmessung erhielt.

Auch bei dieser Vermessung zeigte sich wieder Gauß' geniale Kombination von Theorie und Praxis. Er schuf die geodätischen und mathematischen Grundlagen für eine Landvermessung und führte den größten Teil der Messungen auch selbst durch. Vier Jahre lang, von 1821 bis 1825, war er meist selbst im Gelände, auch hier bei uns in Lichtenberg am Gaußstein, hat tagsüber beobachtet, nachts gerechnet, ist kilometerweit gelaufen, geritten oder im Pferdegespann gefahren, hat Punkte festgelegt, Berge bestiegen – und das alles in einer Zeit, als es noch keine Autos und Eisenbahnen gab und die Unterbringung in Gasthäusern und Bauernhöfen äußerst primitiv war. Für Gauß, dem im Grunde jede Abweichung von einer geregelten Lebensweise sehr zuwider war, der nicht gern reiste und sehr wetterfühlig war, muss dies sehr strapaziös gewesen sein. Er hat in den letzten 24 Jahren keine einzige Nacht mehr außerhalb seines Hauses in der Göttinger Sternwarte verbracht.

Das größte von Gauß vermessene Dreieck war das berühmte Dreieck Hoher Hagen bei Göttingen, Inselsberg bei Eisenach und Brocken im Harz, ein Dreieck mit 70, 87 und 107 km Seitenlängen. Bei der Vermessung solcher Strecken ist es schwierig, den Zeitpunkt in der Ferne anzupeilen. Da hatte Gauß einen genialen Einfall, der wie alle genialen Einfälle im Grunde wieder sehr einfach war. Er entsann sich, dass ihn einmal beim Anpeilen des Hamburger

Michel vom Wilseder Berg in der Lüneburger Heide aus, ein spiegelndes Fenster gestört hatte. Wir kennen das alle, dass plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Fenster hell aufleuchtet, wenn sich die Sonne darin gerade so spiegelt, dass der reflektierende Strahl unser Auge trifft. Die nutzte Gauß aus und konstruierte ein Gerät, den Heliotropen, also „Sonnenwender“, mit dem man das Sonnenlicht in eine bestimmte Richtung lenken kann. Wenn z.B. ein Beobachter auf dem Brocken einen hellen Punkt am Hohen Hagen, den er nun mit seinem Messgerät bequem anpeilen konnte. Dies erleichterte die Messungen sehr, und Gauß selbst hielt dies für seine größte Erfindung. Als Gauß das große Dreieck Hoher Hagen, Brocken, Inselsberg vermaß, waren die Heliotropen noch nicht fertig gestellt. Da baute er einen normalen Sextanten mit Hilfe eines zusätzlichen Spiegels zu einem behelfsmäßigen Heliotropen um und nannte ihn „Vice-Heliotrop“. Dieser Gauß'sche Vice-Heliotrop wird im I. Physikalischen Institut der Göttinger Universität aufbewahrt und schmückt die Rückseite des neuen 10-DM-Scheins.

Im Anschluss an die Hannoversche Gradmessung wurde aufgrund einer Initiative von Olbers in Bremen ein Ost-West-Anschluss des dänisch-hannoverschen Netzes an das niederländische und da weiter an das französisch-englische Netz durchgeführt. Ein Teil dieses von Gauß geplanten Anschluss-Netzes ist auf der Rückseite des neuen Zehn-DM-Scheins wiedergegeben. Man erkennt mit einer guten Lupe 17 Orte, darunter Hamburg, Wilseder Berg, Bremen, Bremerlehe, ferner die Inseln Neuwerk und Wangerooge.

Man hat Gauß gelegentlich vorgeworfen, dass er seine großen Fähigkeiten an so etwas Banales wie eine Landesvermessung verschwende. Gauß antwortete in einem Brief an Bessel: „Vor Gott ist's am Ende auch einerlei, ob wir die Lage des Kirchturmes auf einen Fuß oder die eines Sternes auf eine Sekunde bestimmt haben.“ Ohne die Gauß-Krüger-Koordination ist Bauen auf dieser Welt nicht möglich ... unsere tiefe Reverenz an ihn!

Deswegen ist es folgerichtig, dass Gauß auch in unserem 20. Jahrhundert ein „hochdekorierte Mann“ blieb: seit 1933 Verleihung der Gauß-Weber-Medaille

durch die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der Universität blieb; 1955 zum 100. Todestag der 10-Pfg-Briefmarke, 1977 zum 200. Geburtstag der 5-DM-Münze, 1991 der 10-DM-Schein.

Zum 50. Todestag im Jahre 1905 stiftet der Prinzregent Luitpold von Bayern ein von Rudolf Wimmer gemaltes Großgemälde, das heute im Ehrensaal des Deutschen Museum hängt, neben den anderen Geistesgrößen unseres Volkes.

Viele werden sich fragen:

Ist dieser stets wache Geist nun bis an sein Lebensende mit für damalige Verhältnisse beachtlichen 77 Jahren kreativ gewesen? Vielleicht auch zu ihrer Enttäuschung muss ich das verneinen. Dafür sind mehrere Gründe zu nennen: die harte Feldarbeit bei der Landesvermessung zeigte insofern kuriose Folgen, als Gauß in den ihm verbleibenden 24 Jahren keine einzige Nacht außerhalb seiner „Residenz“ in der Göttinger Sternwarte verbrachte. Nun ja, Emmanuel Kant, Deutschlands wohl größter Denker, hat Zeit seines Lebens Königsberg nicht verlassen. Neben den Schicksalsschlägen in der Familie hat Gauß aber auch unter den politischen Verhältnissen gelitten. Das despotische Gehabe von König Ernst August in einer Zeit, in der, von den jungen Burschenschaften getragen, schon das Fanal von Einigkeit und Recht und Freiheit zu erahnen war, beeinflusste nicht nur das öffentliche sondern auch das private Leben im kleinen Königreich Hannover. Gauß, der Witwer, verfiel nach Weggang von Weber in tiefe Depression. So schreibt er an seinen mathematischen Jugendfreund Bolyai: „Es ist wahr, mein Leben ist mit Vielem geschmückt gewesen, was die Welt für beneidenswert hält. – Aber glaube mir: Die herben Seiten des Lebens, wenigstens des meinigen, die sich wie der tote Faden dadurch ziehen, und denen man in höherem Alter immer wehrloser gegenübersteht, werden nicht zum hundertsten Teil aufgewogen von dem Erfreulichen.“

Aber, auch wenn er selbst nicht mehr neue Entdeckungen macht, so erfüllen ihn einige Begebenheiten auch im hohen Alter mit Genugtuung. Als Bolyais Sohn ihm zaghaft eine Arbeit im Bereich der nichteuklidischen Mathematik zeigt, holt Gauß aus der Schublade

eine bis dahin nicht veröffentlichte Arbeit, die die gleichen Thesen und Ergebnisse zeigt. Für den jungen Bolyai ernüchternd und bestätigend zugleich: Gauß Arbeit war schon vor Jahrzehnten geschrieben!

Das Bild des Menschen Gauß in der Nachwelt wurde gut 100 Jahre lang durch Sartorius von Waltershausen und seine Freunde geprägt. Diese ersten Biographen ließen alles Negative, alle Probleme fort und schufen eine allen menschlichen Maßstäben entrückte Marmorskulptur eines Heros. Ein Studium der Briefe von Gauß und Berichte über Gespräche mit ihm haben dieses Gaußbild in den letzten Jahren sehr verändert.

Gauß als Mensch – das hat wohl am besten Kurt Biermann in seinem vor einigen Jahren erschienenen Buch „Carl Friedrich Gauß, der Fürst der Mathematiker, in Briefen und Gesprächen“ herausgearbeitet. In der Einführung seines Buches fasst er zusammen: „Gauß war kein Heros; er war ein Mensch mit seinem Widerspruch; ein zweifelnder und suchender, von Stimmungen nicht freier, sehr vom Wetter abhängiger, leidender Mensch mit einem Hang zum Fatalismus, weich und sensibel, verletzlich und meist pessimistisch, zuzeiten aber auch fröhlich.“

Er war kein Heros sondern ein Mensch mit all seinen Schwächen und Problemen, im Umgang sicher ein schwieriger Mensch. Um so mehr bewundern wir seine wissenschaftliche Leistung; und es gilt auch heute noch was Richard Courant 1955 anlässlich seines 100. Todestages sagte: „100 Jahre nach Gauß Tod bleibt seine wissenschaftliche Größe ebenso rätselhaft und unfassbar wie sie seinen Zeitgenossen gewesen sein muss. Die visionäre, intuitive Originalität, Tiefe und Vielseitigkeit von Gauß Leistungen, verbunden mit unerhörter Kraftentfaltung und Zähigkeit, sind einzigartig.“

Sein Motto, das auch in der heutigen Zeit wieder mehr Gewicht haben sollte, ist auf dem Wappen der Familie Gauß zu lesen: *pauca sed matura*. Weniges, aber das ausgereift!

Den Gewohnheiten seiner Zeit entsprechend hat sich auch Carl Friedrich Gauß mit seinen Lebensvorstellungen an

besonders schönen und tiefsinnigen Aussprüchen von Denkern und Dichtern orientiert. Zur Bezeichnung der Absichten und Motive seines Handelns und Wirkens pflegte der belesene Gauß mit besonderer Vorliebe nach Shakespeare, King Lear, leicht verändert den folgenden Vers zu zitieren:

*Du, Natur, bist meine Gottheit;
Deinen Gesetzen diene ich.
Thou, nature, art my doggess;
To thy laws my services are bound.*

Dem ist nichts hinzuzufügen!

Nachwort

Beide Städte, die C. F. Gauß – übrigens im gleichen Jahr – zum Ehrenbürger gemacht haben, Göttingen und Braunschweig, haben das 150. Todesjahr zum Anlass genommen, in breitem Programm des „großen Sohnes dieser Stadt“ zu gedenken. Mit etwas „Lokalpatriotismus“ kann mal vermelden: das Veranstaltungsangebot seiner Vaterstadt ist umfangreicher, bunter und vielleicht auch tiefer. Dank an das Veranstaltungsdreigestirn: Braunschweigisches Landesmuseum, Technische Universität, Stadt Braunschweig (Anm.: in Göttingen gibt es zusätzlich die renommierte Gauß-Gesellschaft).

Nach der Auftaktveranstaltung am 23. Februar werden Ausstellungen mit Führungen, Vorträgen, Lesungen, Symposien, Touren und Seminaren über Carl Friedrich Gauß, sein Leben und seine wissenschaftliche Leistung berichten. Der Sonntag, 20. November, wird dann im Landesmuseum den Abschluss des „Gauß-Jahres 2005“ bringen. Die Veranstaltung der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft am 27. Mai mit dem Carl-Friedrich-Gauß-Kolloquium 2005 und der Verleihung der Carl-Friedrich-Gauß-Medaille an Prof. Dr. Klaus von Klitzing, dessen Karriere auch in Braunschweig begann, ist in diesem Programm der Komparative sicherlich ein Superlativ.

Allen sei angeraten, den überaus instruktiven, handlichen Programmkatalog, in dem auf fünfzig Seiten alle C. F. Gauß-Erinnerungsveranstaltungen in Braunschweiger Landes erläutert werden, intensiv zu studieren, zu erhalten im Landesmuseum und der Tourist-Information, beides am Burgplatz.

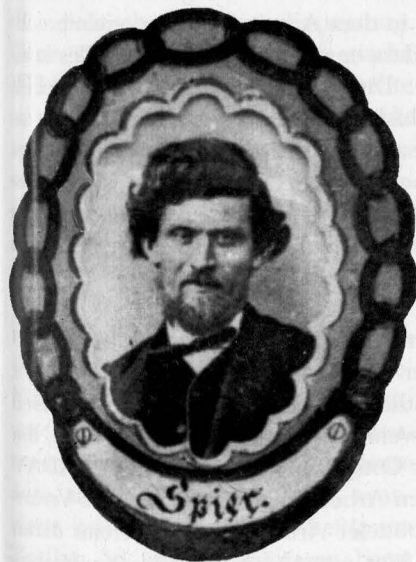
Samuel Spier (1838 – 1903)

Kämpfer für Demokratie und soziale Gerechtigkeit

Text von Rudolf G. A. Fricke

Sein exponiertes politisches Wirken dauerte nur knapp 4 Jahre und ist zeitlich gekoppelt mit seiner Tätigkeit als Lehrer in Wolfenbüttel (1864 – 1870/71).

Zunächst noch ganz im Geiste eines Nationalliberalen agierend, wurde er zum Anhänger der Lehren Lassalles. Er trat dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bei, wurde aber gleichzeitig zu einem der schärfsten Kritiker der Organisationsstrukturen des ADAV. Dann stand er an der Spitze der von ihm mitbegründeten „Socialdemokratischen Deutschen Arbeiter-Partei“. 1871 musste er sich in Braunschweig vor Gericht im ersten Sozialistenprozess des neuen Deutschen Reiches gegen den Vorwurf des Landesverrats rechtfertigen.



Samuel Spier 1838 – 1903. Ausschnittvergrößerung aus dem berühmten „Kettenbild“ mit den Führern der deutschen Sozialdemokratie in dem die 1870 Gefangenen mit einer Eisenkette umrahmt sind. Repro: Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel

Das Streben nach Demokratie und sozialer Gerechtigkeit war die Leitlinie seines Handelns. Dieses Ziel verfolgte er konsequent. Wegen seiner dabei stets sachlich bleibenden politischen Auseinandersetzung und des Bemühens um Ausgleich zwischen politischen Lagern nahm Samuel Spier in

der Arbeiterbewegung die Stellung eines Mittlers ein. In dieser Position wurde er zu einer der einflussreichsten Persönlichkeiten der frühen deutschen Demokratiebewegung.

Das Jahr 2003 bietet einen besonderen Anlass, an Samuel Spier zu erinnern. Sein Sterbetag jährt sich zum einhundertsten Mal, sein Geburtstag liegt 165 Jahre zurück.

Herkunft

Samuel Spier ist nach eigenen Angaben am 4. April 1838 in Alsfeld geboren worden, einem kleinen Ort zwischen Marburg und Gießen. Seine Eltern sind der Kaufmann Benedikt Spier und Sara Eichenberg.

Zunächst besuchte Spier in seinem Geburtsort die israelitische Grundschule. Mit 9 Jahren kam er auf eine Privatschule. Ab Oktober 1852 besuchte er das Gymnasium in Gießen und ab 1855 das in Büdingen, wo er 1856 das Abitur erlangte. Spier muss ein sehr begabter Schüler gewesen sein: Er schloss nämlich nicht nur als Zweitbesten seines Prüfungsjahrganges ab, er war zudem der jüngste Abiturient in der Geschichte der Schule.

Anschließend studierte Spier in Gießen Philosophie und Naturwissenschaften für das Lehramt. 1862 war er schließlich Lehrer am sogenannten Brüsselschen Institut in Segnitz bei Würzburg. Das 1848 gegründete jüdische Internat zählte zu den bekanntesten Einrichtungen seiner Art. Kaufleute aus ganz Europa, auch nichtjüdische, schickten ihre Söhne in die fränkische Provinz.

Im Herbst 1864 wechselte Spier als „erster Lehrer“ an die Samsonschule nach Wolfenbüttel. Das hier ursprüngliche Schulgebäude an der Komießstraße gibt es zwar nicht mehr, die Grundstrukturen sind aber heute noch zu

erkennen. Ein späterer Internatsanbau an der Rückseite, ist noch vollständig erhalten.

Die Samsonschule war, wie das Segnitzer Internat, eine modern ausgestattete jüdische Lehranstalt. Man strebte nach einem gleichberechtigten Zusammenleben mit dem christlichen Umfeld. Dieses geistige Klima kam Spier sehr entgegen. Er war kein „praktizierender“ Jude, er stand religiösen Dingen sogar reserviert gegenüber. Er war Mitglied im Verband Freireligiöser und trat für Toleranz und religiöse Freizügigkeit ein. Theologen wollte er aus allen Schulämtern verbannt wissen. Hier müssten „wirkliche Schulmänner“ tätig sein, war seine Überzeugung.

Nationalliberaler

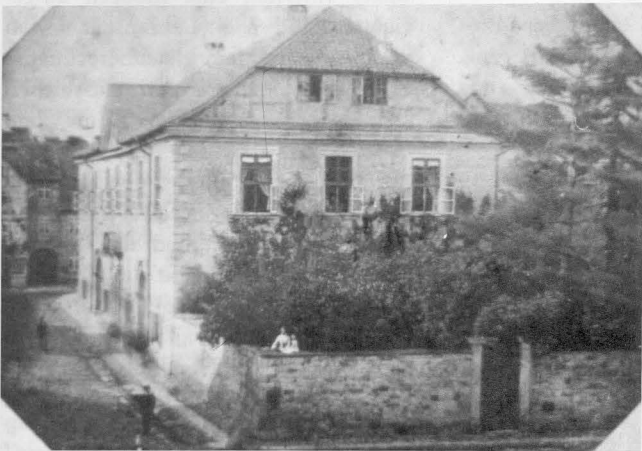
Spier ist liberal und demokratisch beeinflusst aufgewachsen. Sein Vater war ein Anhänger der 1848er Demokratiebewegung. Sein Schuldirektor in Büdingen war liberaler Politiker und Schriftsteller. Der Leiter des Brüsselschen Instituts, wahrscheinlich sogar ein naher Verwandter Spiers, war fortschrittlich orientiert und tat sich in der Region mit sozialen Initiativen hervor. Er gab dem Junglehrer Spier Freiraum, in welchem er sich mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen auseinandersetzen konnte. Beispielsweise ermöglichte er ihm 1863 die Teilnahme am „Volkswirtschaftlichen Congress“ in Dresden.

Spier trat hier in persönlichen Kontakt mit dem einflussreichen liberalen Ökonomen Schulze-Delitzsch (1808 – 1883). Zu verschiedenen bedeutenden Vertretern aus dem Lager des liberalen Bürgertums baute er Briefkontakt auf.

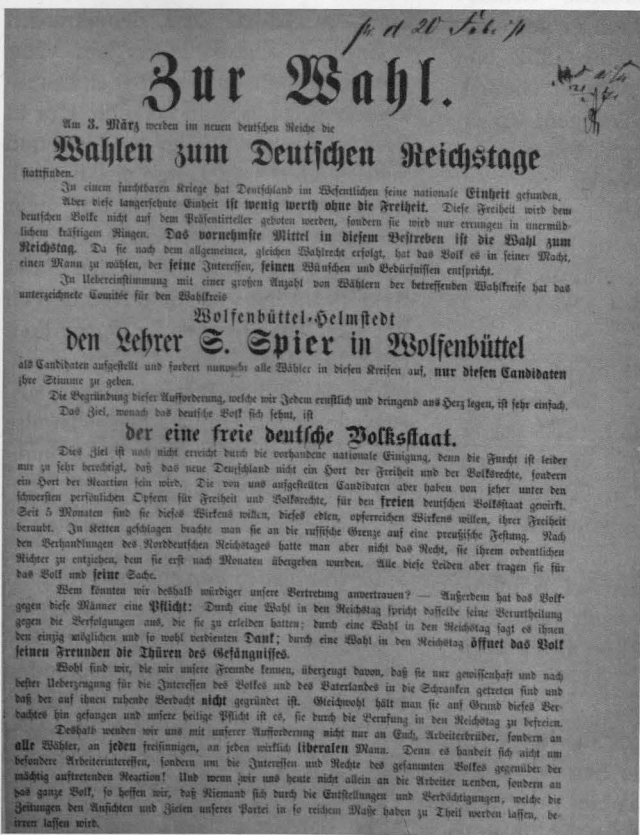
Also bereits politisch ambitioniert kam der damals 26-jährige Samuel Spier nach Wolfenbüttel. „Ich lege auf



Das heutige Aussehen des Komplexes der Samsonschule. Quelle: Fricke



Das Gebäude der Samsonschule an der Komißstraße in Wolfenbüttel, wo Spier von 1864 bis 1870/71 als Lehrer tätig war. Repro: Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel



Wahlaufruf für den Kandidaten der SDAP Samuel Spier zum ersten deutschen Reichstag, März 1871. Repro: Niedersächsisches Staatsarchiv

demokratische Einrichtungen ... Gewicht“, ist hier eine seiner ersten belegten politischen Aussagen. Spier bezeichnete sich selbst später als damals Anhänger des deutschen Nationalvereins, der eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands unter preußischer Führung verfolgte. Der Fortschritt zur einheitlichen Gestaltung Deutschlands sei „freudig“ von ihm anerkannt worden.

Spier schrieb für das liberale Braunschweiger Tageblatt und offenbarte den Lesern seine national und freiheitlich ausgerichteten Ansichten. Auch ganz im Geiste des Nationalliberalismus engagierte er sich in Wolfenbüttel im Gewerbeverein und im pädagogischen Verein.

In Bezug auf die sich in Folge der Industriellen Revolution immer schärfer entwickelnden sozialen Nöte der Arbeiterschaft vertrat er die linksliberale Position der Selbsthilfe. Volksbildung war für Spier ein Beitrag zur Selbsthilfe und so gehörte er, als 1865 in Wolfenbüttel ein Arbeiterbildungsverein gegründet wurde, nicht nur zu den Gründungsmitgliedern, sondern er wurde zum Motor der Gruppe.

Sozialdemokrat

Spiers Tätigkeit in dem Arbeiterbildungsverein brachte es mit sich, dass er mit den Lehren Lassalles konfrontiert wurde. Die Auseinandersetzung damit ließ Spier in seiner bisherigen Ideologie ins Wanken geraten. Er las Lassallesche Schriften und gewann dabei nach eigenem bekunden den Eindruck, „dass der Sozialismus doch nicht blos eitel Narrheit und Unsinn sei, wie es so gewöhnlich in den ganzen National-Liberalen-Blättern dargestellt wurde.“

Es kam das Jahr 1867. Es war sozusagen ein Schicksalsjahr für Spier. Erstens, sein Vater stirbt und vererbt ihm ein beträchtliches Vermögen. Spier wird finanziell unabhängig. Zweitens, am 21. Juni organisiert die Braunschweiger Ortsgruppe des Lassalleschen ADAV in der Asse einen Arbeitertag. Spier nimmt als Vertreter des Wolfenbütteler Arbeiterbildungsvereins daran teil und erlebt hier eine Ansprache des Kaufmanns Wilhelm Bracke (1842 – 1880).

Das Erlebnis des Arbeitertages und insbesondere der Auftritt Brackes wandelten nun Spier endgültig vom Nationalliberalen zum Anhänger der Lassalleschen Ideologie. Noch auf der Versammlung trat er dem ADAV bei. In Wolfenbüttel rief er umgehend eine Ortsgruppe des ADAV ins Leben. Es ist kein Versammlungsdatum dokumentiert, aber das Juni-Ende 1867 kann somit von der Wolfenbütteler Sozialdemokratie als ihr Gründungsdatum betrachtet werden.

Zusammen mit Wilhelm Bracke und Genossen entfachte Spier im Braunschweiger Raum ein im wahr-

sten Sinne des Wortes Feuerwerk der politischen Agitation. In Arbeitsgruppen wurden politische Themen diskutiert. Auf zum Teil groß angelegten Veranstaltungen wurden konkrete Forderungen einer gesellschaftlichen Neuordnung an die Öffentlichkeit getragen.

Die innerhalb kürzester Zeit entwickelten Aktivitäten Spiers waren so beeindruckend, dass man ihn in Wolfenbüttel zum Kandidaten für die anstehenden Reichstagswahlen küren wollte. Dies lehnte Samuel Spier jedoch mit der Begründung ab, er gehöre erst kurze Zeit dem ADAV an und könne noch nicht absehen, ob er seine Meinung beibehalten werde.

Als Kandidat trat schließlich der populäre ADAV-Mitbegründer Friedrich Wilhelm Fritzsche (1825 – 1905) an. Aber Spier führte für ihn den Wahlkampf. Er bestach dabei nicht nur durch eine brillante Redekunst und eine konzentriert und sachlich vorgetragene Argumentation; Spier brachte ein völlig neues Element in die politische Auseinandersetzung. Ganz gezielt suchte er gegnerische Wahlveranstaltungen auf und mischte sich in die Diskussionen ein. Geschickt agitierend funktionierte er die Versammlungen zu Werbeveranstaltungen für den ADAV um.

Spier erhielt immer stärkeren Einfluss auf das Erscheinungsbild des ADAV. Eine Entwicklung, die der damalige Vorsitzende des ADAV und Lassalle-Nachfolger, Johann Baptist v. Schweitzer (1834 – 1875), allerdings mit Misstrauen beobachtete. Und der hatte auch allen Grund dazu. Spier avancierte nämlich zu seinem heftigsten Kritiker. In immer schärferer Form übte er Kritik an den undemokratischen Strukturen des ADAV und dem autoritär ausgenutzten Führungsstil v. Schweitzers.

Sehr massiv brachte Spier seine Kritik Ostern 1869 in Elberfeld auf der Generalversammlung des ADAV vor. Von Schweitzer gab schließlich nach und willigte in Änderungen der Organisationsstatuten und Beschneidungen seiner Kompetenzen ein. Als v. Schweitzer dann aber kurze Zeit darauf die Veränderungen in seiner

kritisierten, selbstgerechten Art wieder zurücknahm – die Oppositionellen sprachen damals sogar von Staatsstreich, kam es zum offenen Bruch.

Am 22. Juni 1869 trafen sich August Bebel (1840 – 1913), Wilhelm Liebknecht (1826 – 1900), Wilhelm Bracke, Spier und noch einige andere führende Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung in einem Gasthaus in Magdeburg und vollzogen mit der Gründung der „Socialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands“ die Trennung vom ADAV. Es war wiederum Spier gewesen, der die Kontakte zu Bebel und Liebknecht geknüpft hatte.

Das Programm der SDAP, das auf einer Generalversammlung in Elberfeld beschlossen wurde, trägt in vielen Bereichen die Handschrift Spiers. 15 im Versammlungsprotokoll vermerkte Redebeiträge von ihm dokumentieren, wie sehr er auf die Formulierungen der Parteistatuten Einfluss genommen hat. Er setzte eine demokratische, leistungsstarke Parteistruktur durch. Ganz im Sinne Spiers wurde auch die Forderung nach einer allgemeinen Grundbildung und dem Zugang zu höheren Schulen ohne Einschränkung des Standes festgeschrieben.

Auf Betreiben von Bebel und Liebknecht bestimmte man dann Braunschweig/Wolfenbüttel zum Sitz der Partei. Für gut zwei Jahre lag nun ein Großteil der politischen und organisatorischen Verantwortung für die Partei bei den Männern um Bracke und Spier, kamen politische Impulse für die deutsche Arbeiterbewegung aus Braunschweig und Wolfenbüttel.

Der Pragmatiker

Samuel Spier hatte visionäre Vorstellung von einer geänderten Gesellschaftsstruktur und die verfolgte er beharrlich. Aber er war zugleich auch ein Pragmatiker. Im Gegensatz zu fast allen seinen Mitstreitern sind von ihm keine öffentlichen Äußerungen radikaler Ansichten bekannt. Vielmehr warnte er immer wieder vor zu umstürzlerischen Forderungen. Sie würden nach seiner Sicht nur den

umso größeren Widerstand der Staatsgewalt herausfordern.

Dieses scheinbar vorsichtige Taktieren, sowie das Beibehalten seiner Kontakte zu liberalen Politikern, brachte Spier verschiedentlich in die Kritik von Gesinnungsgenossen. Bebel schrieb einmal mit schadenfrohem Unterton: „*Dass der vorsichtige Spier so mit reingefallen ist, könnte mich ordentlich heiter stimmen*“.

Von Karl Marx ist bekannt, dass er bei einem Zusammentreffen sich Spier gegenüber reserviert verhielt. Andererseits genoss Spier aber Vertrauen und hohes Ansehen. So schrieb Liebknecht: „*Ein famoser Kerl hinter dem eine Menge steckt*.“

Gerade dieser scheinbare Widerspruch den Spier verkörperte – zielstrebiges Verfolgen einer veränderten Gesellschaftsstruktur, auf der anderen Seite fern von jeder Radikalität – und seine offenkundige Mittlerstellung zwischen den einzelnen Strömungen der Arbeiterbewegung ist es, die seine politische Bedeutung ausmacht. Er war damit unzweifelhaft einer der einflussreichsten Männer der frühen deutschen Demokratiebewegung.

Zudem war Spier ein gewandter, mit Überzeugungskraft ausgestatteter Redner gewesen. Als beispielsweise auf dem Elberfelder Gründungsparteitag der SDAP Äußerungen Bebels einen Tumult unter den Delegierten auslöste, gelang es Spier die Ruhe unter den Anwesenden wieder herzustellen.

Hoch- und Landesverräter

Der Grund für die zuvor genannte schadenfrohe Äußerung Bebels über Spier steht im Zusammenhang mit dem Krieg von 1870/71. Die Braunschweiger Parteiführung unterstützte nämlich zunächst den Waffengang gegen Frankreich. Wer angegriffen wird, müsse sich verteidigen dürfen, war ihre Einstellung. Bebel und Liebknecht sahen die Situation anders – für sie waren die Kriegshandlungen von Deutschland gewollt – und sprachen sich gegen einen Waffengang

„gegen Brüder“ aus.

Es kam zu einem recht heftigen Streit zwischen den beiden Lagern: Die SDAP drohte zu zerfallen. Als man sich nach dem Sieg bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons III. dann auch in Braunschweig/Wolfenbüttel gegen die Weiterführung des Krieges aussprach und am 5.9.1870 in einem denkwürdigen Manifest einen sofortigen „ehrenvollen Frieden“ mit Frankreich forderte, waren die Wogen wieder geglättet. Doch das Ereignis hatte in anderer Hinsicht Konsequenzen.

Am 9. September 1870 wurden alle Mitglieder der Braunschweiger Parteiführung verhaftet. Wie Schwerstverbrecher in Ketten geschlossen, wurde man von Militärpatrouillen flankiert, durch die Straßen geleitet. Die Anklage lautete auf Landesverrat; sie schrumpfte jedoch zum Vergehen gegen das Versammlungsgesetz. Von der für Spier geforderten mehrjährigen Freiheitsstrafe blieb im Urteil nur 2 Monate Gefängnis übrig.

Rückzug

Gerade aus der Haft entlassen, hielt Samuel Spier am 15. Mai 1871 in Braunschweig vor rund 12.000 Menschen eine Rede, dann wurde es

unvermittelt still um ihn. Er verließ Wolfenbüttel. Die Umstände und Hintergründe dafür liegen völlig im Dunkeln. Es wird sich vermutlich auch nie mehr eindeutig klären lassen, warum sich Spier zurückzog. Belegbar ist jedoch, dass Spiers Rückzug kein Rückzug von den politischen Idealen war.

In Wolfenbüttel war es mit Spiers Weggang vorbei mit Aktivitäten der Arbeiterbewegung und sonstigen erkennbaren Forderungen aus der Arbeiterschaft. Auch um Braunschweig wurde es merklich stiller. Wolfenbüttel/Braunschweig verschwand als Sitz der Partei aus Mitteilungen. Bemerkenswert scheint noch, dass sich nach dem Rückzug Spiers innerhalb der SDAP heftige Flügelkämpfe entwickelten und eine deutliche Radikalisierung der politischen Äußerungen zu verzeichnen ist.

Wie ging es weiter mit Spier?!

Für die Braunschweiger Behörden war er nach Frankfurt am Main verzogen und hatte sich dort als Privatgelehrter niedergelassen. In Wirklichkeit aber ging er nach Segnitz. Er übernahm hier die Leitung des „Brüsselschen Instituts“, jener Internatsschule, an der

er bereits von 1862 bis 1864 als Junglehrer tätig gewesen war.

Dass man heute überhaupt Details aus Samuel Spiers weiterem Leben weiß, ist dem Triestiner Schriftsteller Italo Svevo (1861 – 1928) zu verdanken. Biografen Svevos richteten ihr Interesse auf Spier, nachdem deutlich wurde, dass er ein Lehrer von ihm war und großen Einfluss auf seine Persönlichkeitsentwicklung genommen hatte. Svevo beschreibt Spier als einen gütigen und mit viel Sachkenntnis – besonders im Bereich der Sozialwissenschaften – ausgestatteter Lehrer. Svevo schreibt auch, dass er und seine Mitschüler den Eindruck gehabt hätten, Spier habe sich in einer Art Exil befunden und von etwas anderem geträumt, als in der fränkischen Provinz Schuldirektor zu sein: Nie sei er ohne ein Buch gewesen, in das er sich bei jeder Gelegenheit so sehr vertiefte, dass er alles um sich vergaß. „Halomesperter“ (Traumpeter) war deshalb sein Spitzname.

1881 erfolgte die Auflösung des Brüsselschen Institutes und Spier zog mit seiner Familie – er hatte in Segnitz geheiratet und mit seiner Frau drei Kinder – nach Frankfurt am Main. Hier ist er am 9.11.1903 gestorben. Ob er auch in Frankfurt begraben wurde, und wo, ist unbekannt.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

1. Vorsitzender:

Harald Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658

Redaktion:

Frank Beier M. A., Leipziger Straße 21, 38327 Semmenstedt, Telefon 05336/456

Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372/54088

Uwe Krebs, Am Bülden 9, 38176 Wendeburg, Telefon 0531/25656-25, Fax 0531/25656-12

Gesamtherstellung:

Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2005 · ISBN 3-937664-29-7

www.appelhans-verlag.de

Ampelvorkehr

Text von Ilse Köhler

Eine Kurzgeschichte im ostfälischen Plattdeutsch

Um de Ampel hat sich en Pulk Minschen vorsammelt un teubet, dat se von Rot op Greun schaltet.

En Herr in Schlips un Kragen un feinen Nadelstriepenzug, sau'n Managertyp, hat et bannich ielich. Eben is de Autoschlange sau'n betchen übersichtlich, da klemmet hei siene Aktenmappe undern Arm un geiht mit groote Schritte bie Rot rober.

En lüttjen Bengel, sau sess, sebben Jahre olt, türt hinderdorch. Wenn de groote Onkel ober de Straate geiht, hat dat woll siene Richtigkeit. De Onkel mit siene lanken Beine is hille op de annere Straatensiete. De Lüttje kummt da nich achteran. En Auto kummt anesuset. Bremsen quietschet, un et kummt grade eben vor den Jungen tau'n stahn. Minsche, was dat knapp!

De Lue an de Ampel könnt sick gar nich inkriejen. Ne groote dicke Fru krieschet: „Du vorflicxte Bengel, du bist doch woll olt enauch un moßt wetten, dat'en nich bie Rot ober de Straate geiht!“ En Kerl böket: „Hätt ji dat eseihn'? Bienahe wörre dat Auto dahinder noch op'efäuhert!“ En annerer plicht ne bie: „Na, un as man seihn kann, sünd beide Autos farbriknée. Dat wörre en Schaden!“

De Lüttje steiht vor Schreck as annewörtelt. Erst as de Autos en Hupkonzert anfänget, rennt hei vorbiestert op den sicheren Fautwech. „Bengel, dick mößte man obert Knie lejen,“ ward hei op de annere Siete aneblarrt. Aber da is de Ampel all greun; un de Lü'e hastet ober den Zebrastrüpen.

De Lüttje steiht da. In de vor Schreck noch wiet opperettenen Kineroogen swimmet Tranen.

De Ampel is wedder rot, Op'en mal wedder dat gräsije Quietschen von dorchetre'ene Bremspedale. En Opschrie geiht dorch den Fautgängerpulk op beide Straatensieten, En lüttjen witten Hund hat sick von Frauchen loseretten un jachtert twischen de Autos rumher.

De Minschen sind entsett. En junken Mann springet mittenmank in'e Vorkehrswäuhlie, snappet sick dat Dier un drücket et Frauchen wollbeholln in'en Arm. De Lue klatschet Biefall. Nee, wat'en mutigen Kerl! Under Lebensjefahr hat hei den seuten witten Hund vor'n sicheren Dod bewahrt. De Lue kloppet den Minschen op de Schulter.

De Ampel ward greun un wedder rot. Immer noch stah Minschen um den Hund rundrumme, begeuset ne, strakelt ne un raupet immer wedder ut, dat se alle ja sau froh sünd, dat ne nißt mallört is. En Mannsbild schimpet luthals op de rücksichtlosen Autofahrer.

De lüttje Junge hat sick bange in'e Ecke von'en Schaufenster edrückt un kieket schuu rober nah de Lue um den Hund. Un de Tranen rullt ne ober dat noch immer bleike Kinnerjesichte.



In 75 Geschichten und Gedichten beleuchten 24 Verfasser/innen das tägliche Leben von heute. Ernstes und Heiteres erlauben interessante Einblicke in menschliche Schwächen und tückische Zusammenhänge. Dabei wechseln sich Besinnliches und Heiteres mit Erinnerungen und Ausblicken ab.

Insgesamt gibt dieses Buch den Anlass zu mehr Beschäftigung mit dem ostfälischen Plattdeutsch, zum selber Lesen, Vorlesen und Vortragen. Und das nicht nur im ostfälischen Sprachraum, sondern auch in allen anderen Gegenden, in denen Plattdeutsch gesprochen wird. Denn Plattdeutsch ist eine verbindende Sprache. Obwohl Aussprache und Schriftform mitunter von Ort zu Ort unterschiedlich sind, verstehen sich die „Plattdeutschen“ untereinander.

Herausgegeben wird das Buch von der Braunschweigischen Landschaft e. V., die sich mit ihrer Arbeitsgruppe „Plattdeutsch und Kulturvereine“ aktiv mit dem Erhalt und der Pflege des ostfälischen Plattdeutsch befasst. In deren „Autorenwerkstatt“ wurden die eingereichten Geschichten und Gedichte gesammelt, kommentiert und in diesem Buch zusammen gefasst.

Rolf Ahlers, Ilse Köhler und Jürgen Schier (Hrsg.)

Dä Plattfaut

Plattdeutsche Geschichten und Gedichte

Verlag Uwe Krebs, Wendeburg
14,5 x 21,5 cm, 192 Seiten, 24 Abb.
Hardcover, farbiger Bezug
ISBN 3-932030-31-1, EUR 15,00

Justus Oldekop: Ein Streiter wider den Hexenwahn

Niedersachsens unbekannter Frühaufklärer

Text von Joachim Lehrmann

Es gibt wohl kaum ein dramatischeres und zugleich irrwitzigeres Thema in der Geschichte schlechthin. Dabei handelt es sich um die Geschichte einer Verirrung der Menschheit, welche auch in unserer Heimat mehr als nur Spuren einer gut dokumentierten Geschichte hinterlassen hat.

Wir wollen an dieser Stelle auf die Prozesse, die natürlich immer erschütternde Einzelfälle darstellen, nicht weiter eingehen, sondern uns der weithin unbekannten Tatsache zuwenden, dass unsere Region einen engagierten Streiter wider Hexenprozess und -wahn aufzuweisen hat!

Das ist eine wirkliche Besonderheit, denn die Männer, die sich in der Zeit der Verfolgungen für die „Hexen“ einsetzten, schwammen zumindest gegen den Strom und waren überaus rar gesät. Man kommt in diesem Zusammenhang immer schnell auf den in der Literatur gefeierten „Hexenpater“ Friedrich Spee von Langenfeld. Zu ihm haben wir aus regionaler Sicht ja schon einen bemerkenswerten Bezug, denn kurz vor der Veröffentlichung seiner gewichtigen *Cautio Criminalis* (1631) lebte er im hildesheimischen Peine, wo er zweifellos an seinem legendären Werk gefeilt haben wird, und bei Woltorf (zwischen Peine und Braunschweig) fiel er einem meuchlerischen Anschlag zum Opfer, den er nur knapp überlebt hat.

Niedersachsens Verfechter wider den Wahn – ein Mann unserer engsten Heimat!

Ganz auf dessen Linie lag nun einer der seinerzeit wenigen und darüber hinaus couragierten Verfechter für mehr Humanität im gesamten Strafvollzug, der überdies auch noch prinzipielle Zweifel an der Rechtmäßigkeit von Hexenprozessen äußerte.

Die Rede ist von dem – von der einschlägigen Geschichtsschreibung bisher relativ unbeachtet gebliebenen –

evangelischen Juristen und Diplomaten Justus Oldekop (1597-1667). Er entstammt dem angesehenen Hildesheimer Geschlecht, zu welchem auch der berühmte Chronist Johannes Oldekop/Oldecop (gest. 1574), der Verfasser seiner „*Annales/Diarium*“ und Überlieferer der Stiftsfehde gehört. Justus ist sein Urenkel.

Sein Studium absolvierte er in Helmstedt, Jena, Heidelberg und Marburg, wo er 1627 die Doktorwürde „beider Rechte“ gewann. In seiner Vaterstadt war er sodann noch eine Zeitlang als Advokat tätig und ließ sich „zu verschiedenen vornehmen Legationen gebrauchen“. Als Gesandter der Stadt Hildesheim verhandelte er u. a. mit Tilly, Wallenstein und Pappenheim. Später war er gewichtiger Abgesandter verschiedener Fürsten.

Die 1632 erfolgte Einnahme Hildesheims durch Pappenheim ließ unseren Juristen nach Osterode fliehen. Darauf lebte er in Braunschweig, übernahm aber 1644 die Stelle eines Beisitzers (Konsistorial-Assessor) am fürstlichen Konsistorium zu Hannover und 1650 diejenige des Syndicus der Landstände in Halberstadt, „um sich 1660 endlich, nach erlangtem reputierlichen Abscheiden, wieder als Advokat in der Stadt Braunschweig niederzulassen“. Die Stadt Braunschweig war ihm offenbar zur Wahlheimat geworden. Hier erlebte er allerdings auch seinen spektakulären „Monster-Prozess“, in welchem uns die Unrechtspraxis im Inquisitionsprozess, indem unser Kriminalist dies anprangert, in vielen Details anschaulich vor Augen geführt wird. Es ist dies ein Prozessverfahren, in welchem vom Ankläger, dem Staatsanwalt oder Fiskal zugleich die Rolle des Ermittlers, Verteidigers und Richters in Personalunion wahrgenommen wurde. Damit mussten Willkür, Rechtsmissbrauch und Justizfreveln Tür und Tor geöffnet sein.

Gerade in uns besonders interessierenden Hexenprozess – dem als „Ausnahmeverbrechen“ behandelten Extrem-

bereich abendländischer Justiz – war eine Strafverteidigung, die diese Bezeichnung verdient, nicht gerade häufig anzutreffen. Zumeist war ein Strafverteidiger jener Zeit, wenn überhaupt vorhanden, vom Gerichtsherrn ausgewählt und spielte nur pro Forma als bescheidener Beisitzer seine gerade noch geduldete Statistenrolle. Mit Wohlverhalten aber war unter den obliegenden Umständen ein oft schon vorprogrammiertes Todesurteil kaum abzuwenden oder auch nur zu mildern.

Somit gehörte unser streitbarer Advokat bereits zu einer ausgesprochen seltenen Spezies von Menschen; und er setzte selbst noch seine persönliche Reputation aufs Spiel, wenn er eine Sache (ungeachtet des Ansehens, Standes oder Geldbeutels des Mandanten) für eine gerechte hielt.

... unter dem Geläut der Schandglocke der Stadt verwiesen

Entsprechend hatte er sich auch in dem erwähnten Monster-Prozess für ein mittelloses 14-jähriges Bauernmädchen aus „Großen Schwülper“ eingesetzt, welches offensichtlich zu Unrecht des Kindsmords beschuldigt wurde und welchem man nun nach Art der Zeit, und angesichts der üblichen Voreingenommenheit des Gerichts, auf infamste Weise mittels der Tortur (ihre sollen die Knochen gekracht haben) und Suggestivfragen die erwünschten Aussagen abfolterte. Ihr drohte das Ersäufen im Sack bei möglicherweise noch vorangehendem Reißen mit glühenden Zangen, wie die Delinquentin gerade selbst „solchem gewrechten spectacul“ auf der Breiten Straße in Braunschweig beigewohnt hatte.

Diese Unglückliche – auch sie übrigens aus Groß Schwülper – wurde sodann vor der Stadt aufs Rad geflochten.

In diesem heimatlichen Beispiel wird uns so die Gerichtspraxis in einem



Frontispiz Oldekops Tractatus contra Dn. B. Carpozov.

Inquisitionsprozess, zumal gegen eine
einer ländlichen Unterschicht entstam-
mende „Weibsperson“, anschaulich
aus quasi erster Hand geschildert, in
welchem naturgemäß zahlreiche
Parallelen zum Hexenprozess gegeben
sind: Viele Hexenprozesse nahmen
wegen geringfügigerer Anschuldigun-
gen ihren Anfang, und auch dieser
Prozess hätte mittels des Gebrauchs
der Folter bei entsprechender Befra-
gung jederzeit im Nachhinein zu
einem solchen werden können. Derar-
tige Beispiele gibt es auch in unserer
Region.

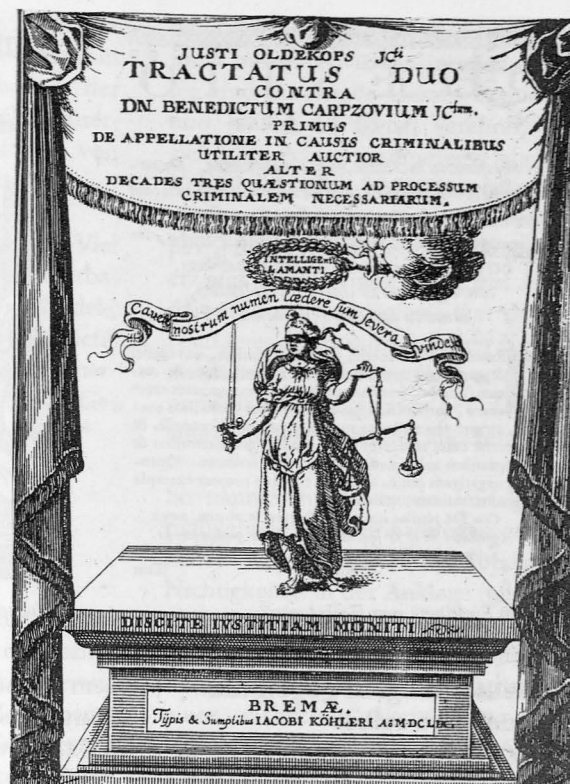
Oldekop hatte sich heftig für die „Inculpatin“ eingesetzt. „Zu heftig“ jedenfalls in den Augen der hartherzigen und selbstherrlichen Gerichtsherren insofern, als ihm dieser Prozess eine schwere Schmach eintrug: Seiner Feder, die er zu „moderieren“ habe, habe er „zu viele Freiheit erlaubt“. Von Widersetzlichkeiten und äußerstem Ungehorsam gegen seine ordentliche Obrigkeit ist die Rede. Im Verlauf dieses Prozesses jedenfalls wurde er 1662 gar „incarceriert“, und zu allem Überdruß ließ ihn der Rat schließlich noch unter dem Geläut der Schandglocke der Stadt verweisen. „Frevelmüthig“ beging man an ihm

also „einen meuchelichen Ehrenmord“, den unser Ehrenmann nicht einfach hinnehmen konnte: Oldekop nahm nun, bei der Landesherrschaft Schutz suchend, seine Zuflucht am Sitz des herzoglichen Hofes in Wolfenbüttel und ließ von dort erbitterte Schmähschriften gegen den Braunschweiger Rat in den Druck gehen.

Von Menschlichkeit geprägt

Ist ein solches selbstloses Eintreten für Menschlich- und Gerechtigkeit in jener Zeit schon erstaunlich genug, so kann man sein Engagement im Hexenprozess gar nicht genug würdigen – selbst wenn man ihn an den einschlägigen literarischen Größen wie Weyer, Tanner, A. Prätorius oder dem erwähnten Hexenpater v. Spee etc. misst!

Denn nicht anders als der berühmte Hexenpater, der Jesuit Friedrich v. Spee, dies ganze zwei Jahre vor Oldekop in seiner 1631 erschienenen „Cautio Criminalis seu de Processibus contra Sagas“ (Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse) tat, gemahnt auch unser Jurist bereits im Titel seines 363 Seiten starken Werkes „Cautelarum criminalium Syllagoge practica ...“, Brunsuigae, 1633 (spätere



Justus Oldekop (Hzg.-Aug.-Bibl. Wolfenbüttel).

stark erweiterte Auflagen folgten), zu Vorsicht bzw. Verhütung (böser Taten in gutem Glauben) im Kriminalprozess! Und dabei ist noch ein bis 1622 zurückreichender fachschriftstellerischer Hintergrund unseres Verfassers zu berücksichtigen – ein Thema, das ihn sein ganzes Leben hindurch bewegte.

Bereits in seinen frühen Schriften mutet seine von Menschlichkeit geprägte Sicht einer gesunden Rechtspflege verhältnismäßig modern an: Im „wider Gottes Wort, alle Rechte und natürliche Vernunft laufenden peinlichen Processus“ fordert Oldekop eine größere Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Richter, Lockerung der harten Kerkerhaft, die unter Beaufsichtigung erfolgen solle, Beseitigung der unterirdischen Gefängnisse, Gestattung einer ausreichenden Verteidigung, Rechtsberatung der Angeklagten etc. Ferner tritt er gegen die Anonymität der Anklage im Inquisitionsprozess ein und sucht die Rechtmäßigkeit der Appellation (Berufung) nachzuweisen; von größter Bedeutung musste ihm natürlich die Beseitigung des Missbrauchs der Tortur sein, um wenigstens einige der angeprangerten Hauptpunkte zu nennen.

QUÆSTIO NONA.

An confessionibus in crimine magie inquisitorum, per torturam ejusve metam erutis, asseverantium concubitum cum demone, & corporalem exportationem veneficorum & sagarum in montem Bructerorum, uffin Blocksberge/ aliâque loca ad conventus diabolicos, commensationes & choreas, sic credendum, ut mortis supplicio affici possent?

P Remittendum hic erit, me nolle disputare, an venefici & magæ verè cum demone sese commisceant, & mas cum succubo, femina cum incubo rem veneream exercent, corporaliterque ad conventus diabolicos evanant, an verò phantasia & vana imaginatione hisce adesse, & cum demone coire eludantur: Utrumque suis asseroribus & propugnatoribus relinquens. Varii varia scribunt. Quanquam in negativam potius inclinam: Idque propter exempla & prægnantes rationes, quæ adducit

Cum Dd. pluribus citatis Dn. Carpov. in pr. crim. part. 1. quæst. 48 n. 17 & 199. usque ad n. 33 & quæst. 49 n. 31. 32. & multâ alii.

Nn 2

Tam

Ein erschrockliche geschichte / so zu Derneburg in der Graffschafft Rensslein am Harz gelegen vnd dreyen Zauberein vnd zwayen Nasen / In erlichen tagen des Monats Octobris Im 1555. Jare ergangen ist.



Holzschnitt des Derenburger Flugblattes von 1555 (Derenburg bei Halberstadt/Nordharz).

Oldekops Einleitung zum Hexenprozess.

Geballter Angriff gegen die Hexenlehre selbst

Für unser Thema von noch größerem Interesse aber ist das, was er zum eigentlichen Hexenprozess, und noch genauer zum etablierten Hexenwahn seiner Zeit in die Zaubereidebatte einbrachte.

Unser Niedersächsischer Streiter weist dabei eine überraschend moderne Haltung auf, die übrigens keineswegs aus irgendwelchen privaten Briefen ersichtlich ist, die jetzt etwa in einem Archiv aufgetaucht sind: vielmehr legte er seine heute als richtig erkannten Überzeugungen – wie schon angedeutet – in dicken Büchern zum Strafprozess dar!

Beispielsweise sei sein literarisch vortragener geharnischter Angriff gegen den führenden deutschen Strafrechtslehrer des 17. Jahrhunderts angesprochen – den Leipziger Richter Benedict Carpzov (1595-1666), der synonym für eine abermalige Verschärfung des Hexenprozesses stand.

Er gilt als Begründer der deutschen Strafrechtswissenschaft, wobei man vorausschicken muss, dass die Carolina (jenes große systematische Strafgesetzbuch Kaiser Karls V., die sog. Constitutio Criminalis Carolina von 1532) den Juristen gerade im Hexenprozess durchaus als lückenhaft, interpretierfähig und verbesserungswürdig galt. Somit orientierte man sich zu die-

sem Zeitpunkt längst an den strengen Kursächsischen Konstitutionen von 1572, in welchen die hier wichtigen Elemente des neuzeitlichen Hexenbegriffs, inklusive Teufelspakt und Sabbatbegriff sowie der damit verbundene abscheulichste Abfall von Gott übernommen waren, während die Carolina nur den (vermeintlichen) Tatbestand des Schadenaubers behandelt.

Entsprechend sehen bereits die Kursächsischen Konstitutionen von 1572 – mit Verweis auf die „Göttliche Schrift“ – allein aufgrund des Teufelspaktes vor, dass die Zauberei betreibende Person, „ob sie gleich mit Zauberey niemands Schaden zugefüget (vielleicht also Mensch und Vieh zu heilen suchte), mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestraffet werden soll ...“

Oldekop erkannte völlig richtig, dass in den obwaltenden Verfahren nur die vorherrschende „abscheuliche und barbarische Prozedur“ sowie andere Bedrohungen (moralische Pressalien) dazu geführt hatten, dass „die offenbare Falschheit ... vor Wahrheit protocolirt und uffgeschrieben“ wurde. Wie könne man in solchen Fällen nur von der „ausgebrachten Wahrheit“ reden? Zunächst aber mit dem berühmten Juristen Carpzov die Stimme der Wissenschaft:

„Vielfältig sündigt jemand, der sich mit dem Teufel verbindet, dem Schöp-

fergott widersagt, das Band der Taufe zerschneidet, den Sohn Gottes verleugnet, alle Zeugnisse des christlichen Glaubens im Stich lässt, die Sakramente der Kirche verwirft, die Wohltaten Gottes verabscheut, den Namen Gottes lästert, an horrenden Zusammenkünften teilnimmt, dem Teufel eine immer währende Vasallität verspricht, ferner niemals wieder zum christlichen Glauben zurückzukehren und die göttlichen Gebote nicht zu halten, sondern den Dämonen zu gehorchen, besonders zu Zeiten, wo man gerufen wird, zu Spielen und nächtlichen Versammlungen kommt, dabei an Opfern und teuflischem Ritt teilnimmt, andere zu diesem Bekenntnis veranlasst, schließlich seine Seele und seinen Körper dem Teufel zur ewigen Verdammnis übergibt.“

Wie angemerkt, vertritt der sächsische Kriminalist ferner die Überzeugung, dass die gemarterten oder mit der Marter bedrohten Hexen es überflüssig bewiesen hätten, dass der Teufel mit ihnen einen Pakt geschlossen habe, sie durch die Luft auf den Blocksberg führen, mit ihnen buhlen und Elben zeugen würde, weshalb kein vernünftiger Mensch an der Wahrheit solcher Vorgänge zweifeln könne.

Nicht viel anders urteilen übrigens die in den Hildesheimer Prozess der Margaretha Winkelmanns involvierten Juristenfakultäten der Universitäten Helmstedt, Jena und Leipzig – noch im Jahr 1700!

Während Carpzov sich also bemühte, die Realität des Sabbats (z.B. auf dem Blocksberg) und ebenso des Hexenflugs nachzuweisen, fragt Oldekop, ob man denn solcher Erfindung so viel Glauben schenken solle, dass man wie Carpzov auf einer derartigen Basis ein Todesurteil aussprechen könne. Entsprechend geht er in seinem speziell dem Hexenprozess gewidmeten Abschnitt als Erstes auf das absolute Haupt-Strafbestandsmerkmal, die immer noch geglaubte Realität der allemal todeswürdigen Teufelsbuhlschaft ein: Schon in der Überschrift der dem Hexenprozess gewidmeten Quaestio Nona spricht er es an, dass das Ziel der mittels der Tortur herbeigeführten Plagen das Bekenntnis der „behaupteten“ Teufelsbuhlschaft (concupitum cum daemone) sei.

Oldekop jedenfalls – wir können hier natürlich nur ein paar Andeutungen machen – nennt all das, was für den Maßstäbe setzenden Juristen Carpzov geradezu das „grande delictum“ schlechthin darstellt, schlicht eine wahre Phantasterei und unwahre Imagination (Einbildung)!

Während ein Großteil seiner hexen- und teufelsgläubigen Zeitgenossen von der Realität einer Verzahnung zwischen Himmel, Hölle und Erde, also auch im Hexenwesen, ausging und mit heiligem Eifer und Staatsraison die falsche Sache betrieb, fehlt es bei Oldekop nicht an gesunder Vernunft und Realitätsbezug. Vielmehr erweist er sich als echter Frühaufklärer, indem er von „ungläublichen miraculi“ spricht, die „wider die Natur laufen“, wie man sie „von keinem Physico und Naturkundler ... jemahls gehört“, die sich jedoch erfoltern ließen ... Man habe es in solch hochwichtigen Blutsachen mit realen Begebenheiten zu tun: „In Geistlichen und Glaubenssachen (hingegen) laufen etliche Hohe Mysteria und Geheimnissen vor, weswegen man die Vernunft muss gefangen nehmen“ (eine damals außerordentlich mutige Feststellung!).

Unter Gebrauch seines gesunden Menschenverstandes weiß er zwischen Fantasie und Tatsache zu trennen! Um Objektivität bemüht, kommt er deshalb zu der Auffassung, dass zahlreiche verurteilte Hexen das gar nicht getan

haben konnten, was sie (tw. unter der Folter) gestanden hatten. Er spricht in diesem Zusammenhang schon in der Überschrift seiner 42 Beispiele (Observationes/Appendix, S. 453) von „künstlich erfundenen Delikten“!

„Was ist das für eine Dummheit?“ Viel zu oft seien die angeführten sonderbaren „Hexenproben“ (Wasser-, Nadel-, Tränenprobe etc.) als „corpus delicti“ vor Gericht schon rechtmäßig anerkannt – „wie verderblich, welche Gefahr, welch ein Wahnsinn (amentia)!“

Altweibermäßige Possenschwätzer

Jacob Sprenger und Henricus Institoris aber, die Autoren des epochalen und von höchster Stelle sanktionierten und von höchster Stelle sanktionierten „Malleus maleficarum“ (Hexenhammer), bezeichnet er als die famossten Vollständigverbrenner (concrematores famosissimi), genannt auch „Malleo multas superstitiosas & aniles nugas, multaque absurda & contradictoria pro mero suo arbitrato scripserunt ...“, also genannt als Verbreiter bösen Superaberglaubens und altweibermäßige Possenschwätzer, die ihr Machwerk nach Gutdünken zusammengeschrieben und mit den verwunderlichsten Absurditäten und Widersprüchen bzw. Unwahrheiten übersättigt hätten und darauf ihren tradierten Kot bedeutend gemacht und sodann ihren stinkenden Unterricht über das Magie-Delikt und hinsichtlich des Hexenprozesses verbreitet hätten! – „hoc opus, hic labor ...“

Verwunderlich seien derartig abergläubische Schriften, die vielmehr als läppische Torheiten und Nichtigkeiten zu bezeichnen seien.

Wie kann man sich deutlicher gegen den Unfug des einmal etablierten Hexenprozesses äußern?

Oldekop kritisiert in diesem Punkt weniger die Gerichtspraxis an sich, sondern vielmehr geißelt er in rigider Weise wieder einmal die Quellen, Grundlagen und Voraussetzungen dieses Glaubensgebildes bzw. des Hexenwahns, und er argumentiert praktisch nicht dämonistisch! Auf die Geständnisse sei folglich gar nichts zu geben,

denn die Hexenfabeln (!) seien allgemein bekannt, würden in allen Schulen und durch alle Gassen verbreitet und hätten genügend Verehrer, die sich an solchen zusammengefabelten (confabulantur) „fama magorum & sagarum“ erfreuen würden. Ein plummes „judicium“ würde so erst künstlich erzeugt. Und gerade ein Jurist leitet daraus natürlich sofort die daraus resultierenden strafrechtlichen Konsequenzen ab: So formuliert er in seinem Plädoyer zugunsten der „Hexen“ eine „Nullität“ nach der anderen.

So nannte man extreme Verfahrensmängel wie Nichteinhaltungen gesetzlicher Vorschriften und überhaupt Nichtigkeiten in der Anklage (unzureichende Indizien im Sinne der damaligen Vorstellungen, „unvernünftiges“ Vorgehen, unzureichende Möglichkeit einer „sachlichen“ Verteidigung etc.). War in peinlichen Sachen eine Appellation grundsätzlich ausgeschlossen, so galt dies nur dann nicht, wenn der Fall der „Nullität“ vorlag, der also dem Beklagten die Anrufung eines (unabhängigen) übergeordneten Gerichts zum Zwecke der Berufung grundsätzlich ermöglichte.

Am Hexenwahn entzündete sich die frühe Aufklärung

Vergleich zu den namhaftesten „Hexenbeschützern“: Der berühmte Jülicher Leibarzt **Johannes Weyer** (Wierus) wies 1563 drastisch auf die Brutalität im Hexenprozess hin. Die Schuldfähigkeit der Hexen war für Weyer vor allem deshalb nicht gegeben, weil der Vertrag zwischen dem als mächtig gedachten Dämon (quasi Gottes großer Gegenspieler) und der Hexe ähnlich dem zwischen einem Erwachsenen und einem Kleinkind sei. Andere Prozesskritiker suchten die Hexen zu entlasten, indem sie die Ansicht vertraten, nicht die Hexe, sondern der leidige Satan habe das Malefizium ausgeübt oder dies der Hexe nur vorhergesagt etc.

Friedrich Spee v. Langenfeld, der dezidierteste und gewichtigste Gegner der Hexenverfolgung, bejaht zu Beginn seiner berühmten *Cautio Criminalis* (1631), dass Hexerei „ein besonders ungeheuerliches, schweres

und abscheuliches Verbrechen“ sei, ein selbst für den Staat gefährliches Sonderverbrechen etc. Später erklärt er, dass er bei keiner der ca. 200 Angeklagten, die er als Beichtvater besucht habe, von deren Schuld überzeugt sei. Daraus hat man geschlossen, dass Spee selbst nicht an Hexerei glaube...

Es sind dies Stimmen einiger der gewichtigsten gelehrten Hexenverfolgungskritiker und Gegner des Hexenprozesses, wie man sie unter ihren Zeitgenossen schon mit der Lupe suchen musste und welche schlechthin als „die Vorkämpfer gegen den Hexenprozess“ gelten.

Geistesgeschichtlicher Prozess

Oldekop, einer der frühesten Kämpfer wider die Hexenlehre selbst!

Im Vergleich zu diesen literarisch bekannten Größen im Kampf gegen die Hexenprozesse (Weyer, Tanner, Laymann, Spee, Meyfart ...), die mildere Verfahren gegen Hexen forderten, aber dämonologisch größtenteils alles beim Alten beließen, focht Oldekop nicht nur wie diese aus Mitleid mit den armen Opfern gegen die Qual der Folter und die ungerechten Gerichtsverfahren. Das tat er alles nicht minder. Doch Oldekop steht zudem auch hinsichtlich des Hexenglaubens bzw. der ja längst zu wissenschaftlichen Ehren gelangten Hexenlehre auf einem graduell ganz anderen Stand! So bekämpfte er, wie bereits dargelegt wurde, zudem den Wahn an sich, mithin die theologisch-philosophischen Grundlagen des Hexenwahns!

Dazu war es zunächst einmal notwendig, sich aus der seit Jahrhunderten kirchlich systematisierten Geistesknechtschaft einer tradierten Autoritätsgläubigkeit zu lösen. Oldekop gehört zu den allerersten Kritikern des Hexenprozesses, die sich von den diesem Prozess zugrunde liegenden Vorgaben der christlich-aristotelischen Kosmologie ein deutliches Stück gelöst haben. Entsprechend besticht er durch verhältnismäßig moderne Schlussfolgerungen und ist eindeutig zu den Vorläufern der Philosophie der Aufklärung zu zählen: Ihm gebührt damit das Verdienst, als aufrechter

Vorkämpfer der Aufklärung und vermutlich sogar als „der“ niedersächsische Frühaufklärer schlechthin angesehen zu werden!

Als dieser geistesgeschichtliche Prozess endlich gegen Ende des 18. Jh. so weit gediehen war, dass sich die Aufklärer (zu Zeiten von Männern wie Voltaire, Kant, Spinoza, Hume etc. bzw. unter regionalem Aspekt Jerusalem, Campe, Basedow, Mauvillon, Lessing ...) hohnspottend über die Verirrungen des Hexenwahns ausließen und sich angesichts der unsäglichen Menschheitsverbrechen als Befreier von diesem gefährlichen „Aberglauben“ feierten, da hatten die Verfolgungen und Hexenbrände eigentlich längst aufgehört – zu Zeiten Oldekops gab es sie noch ...

Letzte Hexenhinrichtungen in unserer Region:

1666 Herzogtum Braunschweig-W. (Lechlumer Holz)

1698 Stadt Braunschweig (vom Landesherrn unabhängig)

1716 (1729) Bistum Hildesheim (kathol.)

Letzter deutscher Hexenbrand – über hundert Jahre nach Oldekop

Und noch beeindruckender ist die Fortschrittlichkeit unseres niedersächsischen Vordenkers der Aufklärung, wenn wir ihn im Zeitrahmen der ausklingenden Hexenverfolgungsepoche Deutschlands einordnen.

Dazu folgende Vergleichsbeispiele zum Hexenwesen: In Zedlers Universallexikon der Ausgabe des Jahres 1733 findet sich immer noch keine Klarheit darüber, ob Hexen nun wirklich zu Walpurgis zum Brocken reiten oder nicht.

Selbst nach der Mitte des 18. Jh. ist in den deutschen Ländern im Strafrecht immer noch die ganze Hexengesetzgebung mit allen Konsequenzen in Kraft, und besonders im katholischen Süden Deutschlands erfolgte noch eine Reihe schrecklicher Brände.

In den Jahren 1766-1770 fand der sog. „Bayerische Hexenkrieg“ statt, der seit der Mitte des 18. Jh. das mentale und ideologische Klima im katholischen

Deutschland veränderte. Dieser begann mit einer mutigen Rede des Münchener Theatinerpaters Sterzinger vor dem aufklärerisch beeinflussten bayerischen Kurfürsten, in welcher er die Kernstücke der Hexenlehre als eine „abgeschmackte Chimäre oder erdichtete Sache“ und eben als ein „Vorurteil schlecht denkender Seelen“ darstellte. Diese Ansprache löste beinahe eine Art Volksaufstand aus, bei dem der Aufklärer fast gesteinigt worden wäre – ein Aufstand, der mit Hilfe des Militärs aufgelöst werden musste. Auch vermeinte nahezu jedes bayerische Kloster eine Gegenschrift herausbringen zu müssen...

In jener Zeit der „katholischen Schlussdiskussion“ (natürlich der geistigen Elite – über hundert Jahre nach Oldekop!) erschien hier 1769 sogar noch ein eigener „Hexenhammer“ (zu Kehlheim) und lag denn auch der letzte deutsche Hexenbrand, der 1775 in Kempten unweit des Bodensees erfolgte.

Angesichts solchen Hintergrunds darf man wirklich feststellen, dass sich Oldekop in seiner Urteilskraft nicht nur über die verblendete Masse erhob, sondern vorgehend auf die erst noch kommende Aufklärungszeit hebt er sich auch noch sehr wohltuend von so ziemlich allen berühmten früheren und noch späteren Mitstreitern ab!

In braunschweigischen Landen

Oldekop hielt sich viel in braunschweigischen Landen auf – Kernlanden des Luthertums; und dort fand die Hauptwelle der Verfolgungen unter dem Einfluss der Orthodoxie um das Jahr 1600 herum statt. Zu Oldekops Zeit aber hatte diese Orthodoxie längst nicht mehr den alten Einfluss, und so war es in Braunschweig-Wolfenbüttel (übrigens ohnehin kein Land mit einer hohen Verfolgungsintensität) bereits zu einer Läuterung gekommen.

Sicher ist es unserem aufrechten Streiter zugute gekommen, dass er sich in protestantischem Umfeld bewegte, welches liberal genug eingestellt war, seine verfolgungskritischen Schriften nicht zu konfiszieren, wie eine solche Praxis anderenorts noch fleißig geübt wurde – wenn es nicht noch schlimmer kam.

Die angedeuteten „Difficultäten und Widerwärtigkeiten“ im Rahmen des „Monstrum-Prozesses“ hatten ihn dazu veranlasst, sich schließlich an den fürstlichen Hof in Wolfenbüttel zu flüchten, um sich in der dortigen Residenz und Festung „unter fürstl. Durchlaucht Schutz“ zu begeben – in Wolfenbüttel liegt er auch begraben.

Der hier residierende Herzog August d. J. (1579 – 1666, ab 1635 Hz. v. Br. u. W.) hatte sich gegenüber seiner Eigenschaft als harter Hexenverfolger in seinem früheren Amt Hitzacker (bei Dannenberg) bei Wolfenbüttel offenbar zu einem gemäßigteren Verhalten geläutert. Nun genoss er den Ruf eines der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit und als Erbauer der weltberühmten Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel. Insofern ist ein Einfluss Oldekops auf diesen Regenten sowie auf dessen Sohn und Nachfolger Rudolf August durchaus denkbar. Um die Mitte des 17. Jh. waren Hexenprozesse mit hartem Ausgang – bei einer allerdings auch feststellbaren Lückenhaftigkeit – offenbar bereits die große Ausnahme in seinem Lande.

Wenn Leibniz nun in diesem Punkte berichtet, dass die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel dem positiven Beispiel des durch v. Spee beeinflussten Erzbischofs von Mainz (Joh. Phil. v. Schönborn, seit 1647 EB v. Mainz) gefolgt seien und mithin eine indirekte Beeinflussung durch den Hexenpater gegeben zu sein scheint, so wird man ferner ein verstärkendes Moment durch Oldekop nicht übersehen dürfen.

Selbstlos, furchtlos, energisch und in einer Zeit, als auch im Braunschweigischen noch Scheiterhaufen rauchten und das Einschreiten zugunsten der Opfer noch immer gefährlich war, erhob er seine Stimme der Vernunft – ein Kampf, den er sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Und hierzu passt es, dass die Hexenprozesse mit hartem Ausgang bereits Jahrzehnte vor dem bahnbrechenden Wirken des Hallenser Juristen Thomasius im Herzogtum endeten

Resümee

Man halte sich das noch einmal vor Augen: Während sich der weltbe-

rühmte v. Spee anonym gegen die Folterpraxis einsetzt und man seine Ablehnung des christlich wohlfundierten Wahns gerade einmal zwischen den Zeilen herausdeuten muss, erklärt Oldekop – ein Mann unserer Heimat! – all diese Dinge unter voller Nennung seines Namens auf das Heftigste ad absurdum und als „altweibermäßiges Possengeschwätz“, und dies Jahrzehnte vor einem Thomasius (der 1698 beinahe noch eine „Hexe“ verurteilt hätte) und ca. 100 Jahre vor dem so viel gerühmten Zeitalter der eigentlichen Aufklärung (Voltaire, Kant, Lessing...). Und selbst noch damals (Mitte des 18. Jahrhunderts und also 100 Jahre nach Oldekop!) war in den deutschen Staaten noch immer die volle Hexengesetzgebung in Kraft und wurden in katholischen Gebieten insbesondere Süddeutschlands weiter offiziell und öffentlich Hexen verbrannt!

Niedersachsens Frühaufklärer

Abschließend sei nochmals auf diesen bemerkenswerten Aspekt zurückgekommen: Unter den zahlreichen Anhaltspunkten des im Sinne der erst kommenden Aufklärung wirkenden Oldekops sei sein in vielerlei Hinsicht vorhandenes und teils bereits angesprochenes positives Denken in seinen Ausführungen angesprochen, mit welchem er in durchaus belehrender Weise nicht weniger als eine Umwälzung altüberkommener Strukturen zugunsten beabsichtigter Verbesserungen für die Betroffenen/Abhängigen bezweckt. Oldekop befreit von Unwissen, Dogma und Irrtum und fordert den Mut zu eigener Verantwortung und zur freimütigen Vertretung der eigenen Meinung (mithin zur Selbsterkenntnis der Individuen und mit Kant zu deren Befreiung aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit) ein, anstelle der vorherrschenden Untertänigkeit und Devotion. Einen entsprechenden Geist atmet denn auch sein schon 1634 herausgebrachtes Buch: „Politischer Unterricht für die Rahtsherren in Städten und Communen: Wie dieselben zu der Ehre Gottes, gemeiner Stadt Wohlfahrt, und Erhaltung ihrer selbst eigenen Respects ihr Ampt führen sollen.“

In dieser Zeit des sittlichen Verfalls und des städtischen Niedergangs

wandte er sich – als auch ein Kenner der intimen innerstädtischen Verhältnisse – unverblümt gegen die vorherrschende und oft genug ausufernde Willkür und Korruption einer himelsschreienden Cliquenwirtschaft der selbstherrlich regierenden altüberkommenen städtisch-feudalen Oligarchie. Trotz all der Revolten hatte dieses städtische Regiment in der noch immer abgegrenzten Geschlechterherrschaft des alten Patriziats seine Ursache. Deren Vertreter verstanden es nach wie vor, ihre Ämter zur persönlichen Pfründe zu machen. Wie im Unwesen des Hexenprozesses bezeugt sich Oldekop auch hier wieder als aufrechter und wackerer Streiter für Vernunft, Recht, Ethik, Moral und menschliche Würde. Dabei fordert er eine Verbesserung der politischen Rechte der mehr und mehr entmündigten, unterdrückten und ausgebeuteten städtischen „Untertanen“, die wiederum ihr Schicksal nicht ganz zufällig als „gottgewollt“ zu ertragen gewohnt waren. Oldekop argumentiert dabei erstaunlich weitgehend in unserem heutigen Verständnis und entsprechend entgegen der Denkart seiner Zeit.

So wenig bekannt er bisher auch ist, ihm gebührt das Verdienst, als Niedersachsens Frühaufklärer in die Geschichte einzugehen, der am Ende der Hexenprozesse sowie am Zustandekommen der Abschaffung der Folter und überhaupt der Grundlagen der noch unbekannten Menschenrechte seinen Anteil hat! In diesen Zusammenhängen erleben wir darüber hinaus wichtige Indizien eines bereits einsetzenden geistesgeschichtlichen Prozesses, in welchem das kleine Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel nicht erst zu Zeiten der eigentlichen Aufklärung und eben solcher Leute wie Jerusalem, Zachariae, Campe, Mauvillon... und Lessing in Deutschland eine Vorreiterrolle wahrnahm.

Lehrmann, Joachim: Für und wider den Wahn / „Hexenverfolgung im Hochstift Hildesheim“ und „Ein Streiter wider den Hexenwahn – Niedersachsens ... Vordenker der Aufklärung“, ISBN 3-980 3642-3-2 / 2003, 272 S., 25 Abb. u. Register. (Hier finden sich auch sämtliche Nachweise)

Die Weststadt – Größtes Wohnbauprojekt in unserer Region

Text und Fotos von Edmund Heide, Heimatpfleger Weststadt



BS-Weststadt-Modell, steht im Museum, Altstadt-rathaus

Ab 1960/61 entstand das weitaus größte Neubaugebiet zwischen Harz und Heide im Südwesten der Stadt Braunschweig, die Weststadt, die heute ca. 24.000 Bewohner zählt. Damals umfasste die Gesamtstadt fast 25.000 Menschen, die jedoch nicht ausreichend Wohnraum besaßen, obwohl inzwischen in Merverode und im Heidberg zahlreiche Neubauten dazu beitrugen, den vorhandenen Engpass zu verringern.

Selbst 15 Jahre nach Weltkriegsende war es für die Braunschweiger Kommunalpolitik immer noch die vorrangige Aufgabe, die Wohnungsnot zu beheben.

Auf dem einstigen Flughafen Broitzem fanden die Städteplaner den geeigneten Platz für die Projektierung dieser einwohnerstarken „Vorstadt“. Der stadtplanerische Entwurf orientierte sich am Leitbild des gegliederten und aufgelockerten Stadtteils. Daher wurde das gesamte Gebiet, begrenzt durch den Timmerlaher Busch, die Eisenbahnlinie im Süden, die Alte Frankfurter Straße und den Madamenweg, eingeteilt in sogenannte fünf

„Nachbarschaften“. Jede dieser Nachbarschaften sollte ein eigenes Zentrum für die Grundversorgung erhalten.

Die wichtigsten Bauträger bildeten pragmatischerweise mit den entsprechenden Funktionsträgern der Stadt eine Arbeitsgemeinschaft. Beteiligt waren sieben gemeinnützige Wohnbaugesellschaften und -genossenschaften, nämlich die Wiederaufbau e.G., die Braunschweiger Baugenossenschaft (BBG), die „Neue Heimat“ (heute BauBeCon), die Städtische Nibelungen-Wohnbau-GmbH (NiWo), die Baugenossenschaft der Ostvertrieben e.G., die Vereinigte Wohnungsgenossenschaft e.G. sowie die Soziale Baugenossenschaft. In Form von städtischen Darlehen und mit Belegungsrechten nahmen die Kommunalpolitik bei bestimmten Personengruppen direkten Einfluss auf die Zuweisung der Wohnungen. Insbesondere für die

Anfangsphase lässt sich der Steuerungsmechanismus zur Fixierung einer bestimmten Sozialstruktur nachweisen.

Zwei Nachbarschaften – die Weststädter sprechen eher vom „Donauviertel“ oder „Rothenburg“ – der neuen Vorstadt waren im Jahre 1970 fertig gestellt und boten 12.000 Bürgern ein neues Zuhause. Hier war vor allem die Zeilen- und Kammbauweise vorherrschende Architektur: verputzte viergeschossige Satteldachhäuser, wie sie am Wasserkamp, am Queckenberg und am Möhlkamp sowie der Isarstraße zu sehen sind. Südlich davon wuchsen mit viel Eigenarbeit etwa hundert Eigenheime an der Iller- und Innstraße.

Die erste Schulanlage öffnete im Jahre 1963 an der Altmühlstraße ihre Pforten, zunächst waren es nur Pavillons.



Luftbild Braunschweig-Weststadt

Ein Jahr später gab es auch einen Kindergarten an der Donaustraße; in der Nähe entstand die erste kleine Ladenzeile für den täglichen Bedarf. Neben einer Notkirche gab es immer noch keine Lokalität, die als Treffpunkt geeignet wäre. Wegen des rasanten Zuzugs waren Schulneubauten (nach der Rothenburg) erforderlich, so die Grundschulen am Lehmannger und an der Ilmenaustraße, im Jahre 1999 errichtete man sogar noch eine weitere am Rheinring. Bis der katholischen Kirche St. Cyriakus (1973) auch ein Gemeindezentrum zur Verfügung stand, mussten die Gläubigen lange warten. Im Jahre 1971 konnte das erste evangelische Kirchengebäude an der Lichtenberger Straße ihrer Bestimmung übergeben werden.

Die Verbindung zur Innenstadt stellte die Buslinie 13 sicher. Erst im Jahre 1978 wurde die Weststadt an das städtische Straßenbahnnetz angegliedert.

Die 2. Nachbarschaft zwischen Weser-, Elbe- und Lichtenberger Straße entstand in den 70ern. Die Häuser weisen unterschiedliche Höhen auf, verfügen aber alle über Flachdächer. Die Eintönigkeit der roten Klinkerbauten ließ Kritik aufkommen, dagegen stießen auf mehr Zustimmung die Hofformen im Norden mit ihren großzügigen Grünflächen. Bis Mitte der 70er Jahre mussten die neuen Bürger auf wohnortnahe Einkaufsmöglichkeiten verzichten. Inzwischen ist das EKZ-Elbestraße zum eigentlichen Mittelpunkt des Stadtteils geworden. Mit der Fertigstellung der Emmauskirche am Muldeweg (1883) wurde auch der „Kirchplatz“ davor als Markt (jeden Donnerstag) genutzt.

Im sog. „Rheinringgebiet“ (3. Nachbarschaft) wurden derlei Versäumnisse bezüglich der Infrastruktur vermieden. Fast parallel wuchs zu den umliegenden Häusern das Einkaufszentrum (Ringcenter). Anders als in anderen Teilen der Weststadt hat man hier mehr Plätze für Eigenheime ausgewiesen: der neue Westpark mit der Bezirkssportanlage und fehlender Durchgangsverkehr bündeln sich mit hoher Wohnqualität.

Um die erste Integrierte Gesamtschule (IGS) der Stadt dominierte Anfang der 70er Jahre die Fertig-Platten-Bauweise mit recht eintönigen Fassaden. Für diesen Teil sind neben der Wilhelm-Bracke-Gesamtschule (WBG) – 1974 bezogen – vor allem die drei Hochhäuser (1972) an der Emsstraße prägend. Ganz in der Nähe konnte 1984 schließlich auch das benötigte Jugendzentrum Rotation bezogen werden, später am Alsterplatz noch das Polizeikommissariat.

Wie sich das Bauen veränderte, lässt sich an der Emsstraße/Peenestraße verfolgen, großzügig gestaltete Innenhöfe mit Spielplätzen und Grünanlagen steigern das Wohngefühl. Nicht nur dieses Gebiet wurde ausgezeichnet, sondern für die gelungene

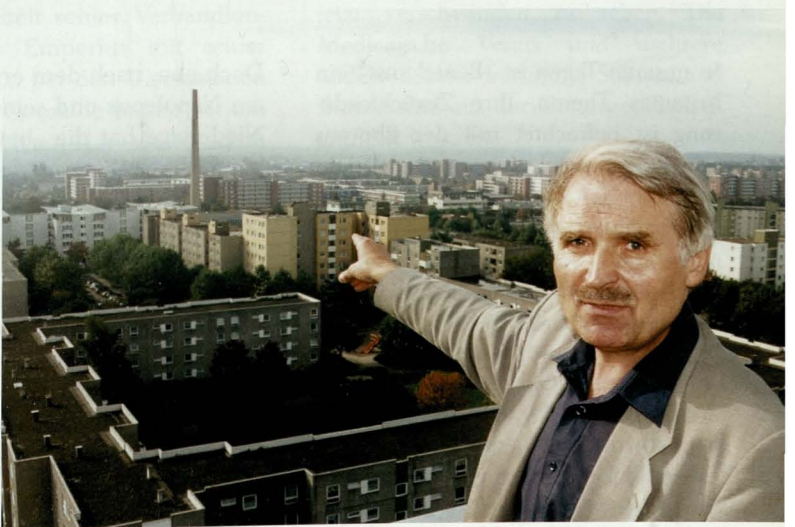


Abb. oben:

Umzug beim Weststadtfest, mit Innenminister und Bezirks-Bürgermeister

Abb. mitte:

Evangelische Emmauskirche, Muldeweg, BS-Weststadt. Denkmal (1983), Kreuzabnahme. Gleichzeitig ist hier jeden Donnerstag Markttag

Abb. unten:

Heimatspfleger Edmund Heide über den Dächern der Weststadt (auf einem der drei 43 m hohen Hochhäusern an der Emsstraße)

Gestaltung der Wohnanlage am Rheinring/Niddastraße ist 1994 der städtische „Peter-Joseph-Krahe-Preis“ verliehen worden. Damit wurde vor zehn Jahren die letzte Baulücke geschlossen. Innerhalb von zwei Jahrzehnten hat sich bis Anfang der 90er Jahre die Einwohnerzahl von 12.000 verdoppelt, insbesondere durch den starken Zuzug von Aussiedlern.

Auf dem Gebiet des ehemaligen Flugplatzes Broitzem (bis 1936) haben seit den 80er Jahren eine Reihe von Ämtern wie z.B. die Bezirksregierung, das Amt für Agrarstruktur, ein Finanzamt, das Gemeinschaftshaus (GHW), die Fachschule für Sozialwesen (FH) und die Freie Waldorfschule sowie das Technische Hilfswerk (THW) ihr Domizil. Dieses Areal diente ab 1916

als Militärflughafen, ein später Jahrzehnt wuchs die Bedeutung; hier war die Fliegerausbildung konzentriert. Zeitweise wohnten dort ab Kriegsende 1945 bis zu 3.000 zumeist polnische Bürger, die nicht in ihre Heimat zurückkehrten. Noch kurz vor der Entstehung der Weststadt lebten im „Kasernengebiet“ 1.500 Personen, versorgt mit Geschäften und Schulen – ein Eigenleben am Rande der Stadt. Ganz in der Nähe befindet sich die „Westtangente“ mit der Autobahnauffahrt. Die Brücke bildet eigentlich von der City kommend das „Tor zur Weststadt“. Seit 1981 nehmen im Bezirksrat Weststadt 17 Kommunalpolitiker die Interessen der Weststädter wahr. Sport- und Bürgervereine bemühen sich um verschiedene Aktivitäten in diesem, manchmal noch recht anony-

men Stadtteil. Seit 2000 hat sich eine aktive Arbeitsgemeinschaft (AGeWe) gebildet, um u.a. die „Weststadtwochen“ und den Weihnachtsmarkt zu organisieren. Seit Jahren schon führt der ansässige Schützenverein Belfort das „Weststadtfest“ im Kasernengebiet erfolgreich durch.

Ein großer Teil des Gebietes der jetzigen Weststadt gehörte bis 1934 zur Gemeinde Broitzem, so z.B. die „Rothenburg“ mit der Ende des 14. Jahrhunderts entstandenen Landwehr und dem um 1750 erbauten Fuhsekanal im Süden. Die Häuserreihe an der heutigen Traunstraße von Ende der 20er Jahre ist ein weiterer Hinweis dafür.

Beutekunst anno dazumal

Persönliche Briefzeugnisse erlebter Geschichte Zum 250-jährigen Jubiläum der Braunschweiger Museen

Text von Ilse Dedekind †

In unseren Tagen ist „Beutekunst“ ein brisantes Thema. Ihre Zurückforderung ist befrachtet mit der überaus schwierigen Rechtslage und vollzieht sich nur in kleinen, „kleckernenden“ Rückgaben.

Ganz anders sah es nach dem Kunstraub Napoleons in den von ihm besetzten Ländern Europas aus, so auch in Braunschweig. Gab es doch keinerlei Zweifel am Recht der Rückforderungen, obwohl im Wiener Kongreß 1814 diese Rückgabefrage überhaupt nicht thematisiert wurde. Darüber äußert sich der damalige Museumsdirektor Friedrich Emperius: „Im Jahre 1814, in welchem die deutschen Sieger gegen die Besiegten eine von den letzteren verachtete Großmuth bewiesen, schämten sich die Franzosen unter Ludwig XVIII. nicht, die unter Napoleon entwandten Kunstschatze zu behalten...“

Doch nun, nach dem erneuten Auftreten Napoleons und seiner endgültigen Niederlage hat die „bewiesene Mäßigung der Alliierten“ ein Ende. Die Braunschweiger Regierung reagiert entschlossener und schneller als manch anderes Land, so dass ihre nach Paris entsandte Kommission frühzeitig mit Sorgfalt und Ausdauer vorgehen kann. Diese setzt sich zusammen aus dem schon genannten Direktor Emperius, seiner Tochter Mine, Wilhelm Ribbentrop, und Anton Weitsch, dem Inspektor der damaligen Salzdahlumer Galerie. Die 9 Tage umfassende Kutschfahrt verläuft äußerst beschwerlich und abenteuerlich. Führt diese doch durch unruhige, von den Nachkriegswirren betroffenen Lande. Bei einem Überfall können die Reisenden nur mit geückten Waffen die Diebe in Schach halten. Auch dauernde Reparaturen an dem mangelhaft ausgerüsteten Kutsch-

wagen verzögern die Reise. Ebenso ein Sturz, der den Kutsch „weit vom Bocke herabschleudert“ und den Wagen so umwarf, „dass auch inwendig ein Chaos entstand ...da drey so gewichtige Herren der Schöpfung gewaltsam übereinander geworfen wurden. Ich als die leichteste schwamm obenauf“, berichtet uns Mine.

Zehn Wochen bringen sie nun im Sommer 1815 im besetzten Paris zu, „dem großen Tummelplatz der Angelegenheiten Europas“.

Erschwert wurden ihre Rückforderungen, da sie Franzosen bei den Entwendungen aus der Salzdahlumer Galerie die einzig existierende Inventarliste aller dortigen Werke gegen ihr Versprechen nicht zurückgegeben hatten, so dass die Kommission allein auf ihr Gedächtnis angewiesen war. Die der

Herzog August Bibliothek entnommenen Bücher dagegen hatte der Dichter Henri Stendhal eigenhändig quittiert, so dass die Rückforderungen hier unproblematisch waren.

Hier treffen sie den berühmt-berühmten Dominique Vivant Denon wieder, den Generaldirektor der napoleonischen Museen, der 1806 die Braunschweiger Kunstschatze persönlich mit Sachverständigen für Paris entführt hatte. Er hat sich auf vielen Gebieten ausgezeichnet: als selbst produzierender Künstler, Sachverständiger, Sammler, Schriftsteller und Reisender. Heute noch trägt ein Flügel im Louvre seinen Namen.

Diese schillernde Persönlichkeit beschreiben Vater und Tochter Mine in von einander abweichenden Schattierungen. Emperius: „Ich habe meine Bekanntschaft mit Herrn Denon erneuert, der sich bis jetzt artig und gefällig erwiesen hat, und selbst Besitzer einer herrlichen Sammlung der ausgewählten Kunstsammlung ist ...“ Mine: „das merkwürdigste Stück der Sammlung ist der Eigenthümer derselben. Von seiner frühesten Jugend an hat er die Kunst geliebt und geübt; glückliche Verhältnisse und Talente haben ihm immer die Mittel verschafft, diese Liebhaberei zu befriedigen.

Napoleons Eitelkeit bedurfte prächtige Denkmäler seiner Thaten; Denon war mit allem zufrieden, was ihm Gelegenheit gab, Statuen, Triumphbogen, Gemälde, Medaillen machen zu lassen – oder den besiegten Ländern die Kunstwerke zu entführen. Um solche Kleinigkeiten wie Billigkeit, Gerechtigkeit, hat er sich nie gekümmert und leugnet auch gar nicht, dass er ein Anhänger Napoleons ist. Die Preußen haben ihn im Anfang etwas hart angelassen, aber er hat so viel Verstand, dass er sie völlig umgestimmt hat. Der König selbst ist auf seiner Seite und will, dass alle Zurückforderungen seines Eigenthums auf die zierlichste Weise geschehen. Dieser Denon hat so viel Verstand, so viel Beredsamkeit, dass es ihm neulich gelungen ist, eine Gesellschaft von Preußen, unter denen bedeutende Männer seine erklärten Widersacher waren, dahin zu bringen, dass sie Napoleons Gesundheit mit ihm tranken !! ...“

Im Pantheon treffen sie Graf Gneisenau: „... da redete ein Herr, dessen Äußeres uns bekannt war, den Vater bey seinem Namen an, und gab sich selbst als den General Gneisenau zu erkennen. Wir sind glücklich in Begegnen; ... Er war in Zivilkleidern, ohne irgendein Zeichen seines Ranges, aber sein Anstand verräth sogleich einen Mann, der gewohnt ist mit Autorität aufzutreten und ein entscheidendes Wort zu sprechen. Doch sind seine Manieren äußerst fein, und sein Ton ist natürlich und sehr verbindlich. Er Sprach ... über allerhand Gegenstände ... auch von der Rückgabe der geraubten Kunstsachen, die hauptsächlich er bewirkt hat; zu meiner Freude gehört er zu den ächten Preußen, die sich nicht durch die glatten Worte des Herrn Denon haben bestechen lassen, er erklärte diesen geradezu für – was er ist, und meinte, es wäre sehr gerathen, in dessen eigenen Sammlungen eine – Untersuchung anzustellen ...“

Anfangs genießen sie die einzigartige Zusammenstellung aller Gemälde aus Europas Ländern: „... solch eine Vereinigung wird die Welt vielleicht nie wieder sehen ...“.

Nach der ersten Bewunderung müssen sie handeln. Einen Einblick in die schwierige Arbeit seiner Verhandlungen gibt uns Emperius mit seiner Schilderung: „... bei den Discussionen über einzelne Gemälde hatten wir am meisten mit Herrn La Vallée, dem Generalsekretär der Museen in Frankreich, zu tun ... Er ist einer der ersten Gemäldekennner in Europa; ein 23jähriges Studium und ein außerordentlich vielumfassendes Gedächtniß, setzten ihn in den Stand von fast jedem in seinen Händen gewesenen Gemälde, wenn es sich nur durch irgend eine Eigenthümlichkeit aufzeichnet, genaue Nachricht zu geben. An ihn wandten sich alle Reclamanten; ohne ihn konnte kein Stück zurückgegeben werden.“

Das Auffinden und Sortieren der Gemälde nach Eigentümern beschreibt Emperius folgendermaßen: „Die Schwierigkeit der Auffindung derselben in den Verzeichnissen des Museums nahm zu, wenn die Bilder gewöhnliche und oft behandelte Gegenstände, als heilige Familien,

Landschaften, Bauerngelage, Portraite unbekannter Personen u.s.w. vorstellten. Dazu kam eine neue Schwierigkeit: die, daß manche Bilder in den Pariser Verzeichnissen ganz andere Bezeichnungen hatten als zuvor. ... Dank sey es dem seltenen Gedächtniß des General=Sekretärs, fielen Verwechslungen weit weniger vor, als man es bey der so raschen tumultuari-schen Reklamation hätte erwarten sollen.

Inzwischen haben sich auch die anderen beraubten Länder Europas eingestellt. Mine: „... O der Wandlung !! wie sah es da aus ! die ersten Galerien, wo die niederländischen Gemälde ausgestellt waren, die Rubens, die van Dyks, die Teniers, die Berghens, die Ruisdals – doch wer zählt die Völker, nennt die Namen, die g a s t l i c h hier zusammen kamen – wo sie alle so dicht nebeneinander hingen, dass man kein Stückchen Wand sah, – da sind jetzt leere Rahmen und kahle Wände – und nur hie und da steht noch irgend eine kleine Köchin und schuppt einsam und verlassen ihren Fisch – oder eine unbedeutende Bauerngesellschaft vertreibt sich die Zeit mit Rauchen. ... Nach dem Vergnügen, diese wundervolle Sammlung noch vollständig gesehen zu haben, kenne ich kaum ein größeres, als sie jetzt verschwinden zu sehen. Die Medicäische Venus und mehrere andere minder berühmte Statuen und Büsten sind aus der Göttergesellschaft entführt worden. ...“

Nach zehnwöchigem Aufenthalt in Paris überlassen sie die noch zu haltende „Nachlese“ dem Hauptmann Mahner, „... der sich vom Vater in das Labyrinth der Reclamationen einweihen ...“ lässt.

Nachdem wir das Schicksal der entführten Museumswerte verfolgt haben, nehmen wir nun auch teil an deren Heimkehr: Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und einer Abordnung der Stadt werden die von braunschweiger Truppen eskortierten Museumsbestände am 8. November 1815 empfangen, um nun wieder an ihrem legitimen Standort bewundert zu werden, wo sie heute noch – im Herzog Anton Ulrich Museum – jeden Besucher erfreuen.

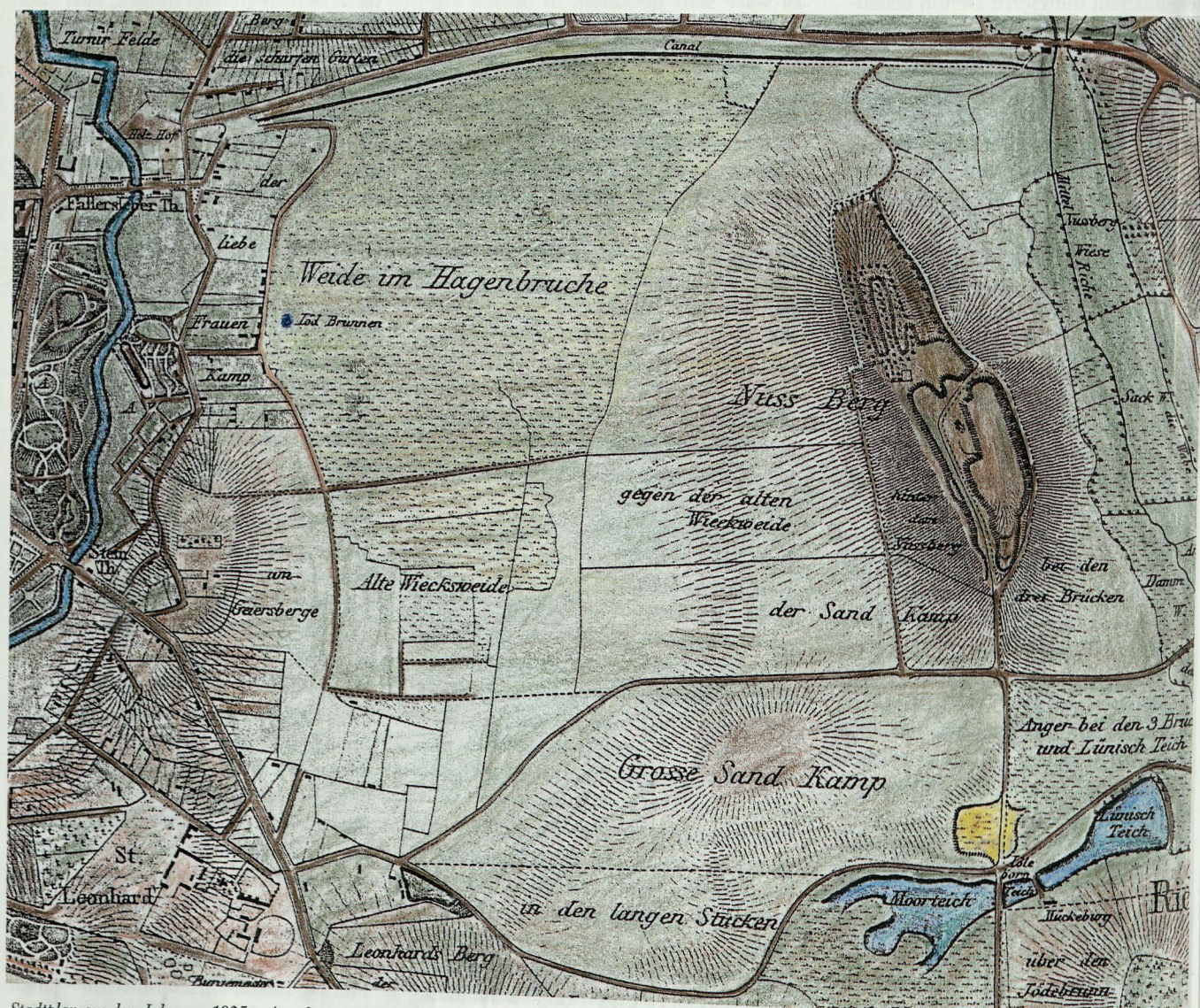
Ein riesiger Schlosspark und zwei Schlösser im Osten der Stadt Braunschweig?

Text von Burchardt Warnecke

Kann man sich so etwas überhaupt vorstellen, und wie sollte so etwas möglich sein oder ist das ein Märchen? Nein, das wäre fast Wirklichkeit geworden. Als am 7. September des Jahres 1830 das Residenzschloss am Bohlweg durch Brand (Brandstiftung im Zuge eines Volksaufstandes) vollständig abbrannte (es bestand im Wesentlichen aus Holz), plante man verständlicher Weise ein neues Schloss. Den damals regierenden sogenannten Verschwendungs-Herzog, Karl d. II. hatte man „verjagt“ und ins Exil geschickt. Sein Bruder Wilhelm wurde

ermächtigt die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Er beauftragte den renommierten Herzoglichen Baudirektor Peter Josef Krahe, der damals schon ein Alter von 75 Jahren hatte, und dessen Schüler Carl Theodor Ottmer mit der Neuplanung des Schlosses. Es war für Krahe der größte Auftrag seines Lebens. Er favorisierte eine weitläufige Schlossparkanlage im heutigen Östlichen Ringgebiet. Aber nicht nur einen Teil davon, sondern ein riesiges Terrain. Ein fast 2 km langes und 1 km breites Areal, das sich vom heutigen Standort des Staatstheaters über den

Nußberg hinweg bis zur Wabe hinzog. Die nördliche Grenze war etwa dort wo heute die Karlstraße ist und die südliche, die heutige Kastanienallee bzw. weiter östlich bis hin zur damaligen Riddagshäuser Allee, der heutigen Georg-Westermann-Allee und weiter bis zum Lünischteich. Unvorstellbar ist so etwas! Möglich wäre dies gewesen, weil das Gebiet damals noch nicht bebaut war. Es bestand hauptsächlich aus vielen Gärten und Feldern s. Abbildung „Stadtplan von 1825“. Das Franzische Feld war damals der Herzogliche Truppenübungsplatz (großer



Stadtplan aus dem Jahre ca. 1825 – Ausschnitt östliches Gebiet. Koloriert: B. Warnecke

Exerzierplatz). Das Nußberggebiet (ein ehemaliger Steinbruch) war zu der Zeit ein wüstes ungenutztes Gelände. Hier auf sollte ein Sommer-Lustschloss in Form einer unregelmäßigen romantischen mittelalterlichen Borganlage mit einem Berggarten als barockem Ziergarten entstehen.

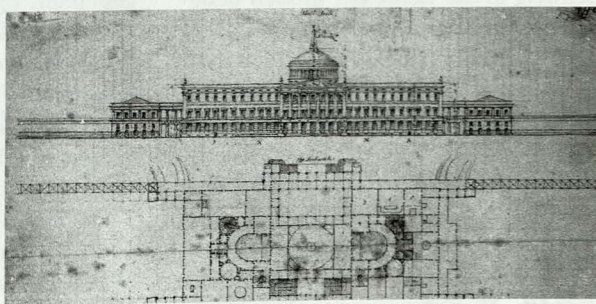
Das große Residenzschloss selbst sollte etwa dort erbaut werden, wo heute die Kasernenstraße bzw. die Steinbrecherstraße die Jasperallee kreuzt. Dieses ist heute noch ein erhöhter Bereich. Er ist ein Ausläufer des Giersberges. Es sollte ein riesiger Schlossbau entstehen der wesentlich größer vorgesehen war als der dann am Bohlweg ausgeführte Schlossbau. Das Schloss sollte Festsäle, einen Theatersaal, eine Schlosskapelle, einen Kuppelsaal, Repräsentationstreppen, Säulengänge, Triumphbögen, Arkaden usw. erhalten. Auch an eine Reithalle, eine Waschkaserne und Schlosswache war gedacht. Krahe hatte verschiedene Varianten des Schlosses gezeichnet. Eine davon ist hier abgebildet. Auf dieser sind im Grundgeschoss 64 Fensterachsen zu erkennen. Auch sind Außenmaße bekannt. Diese wurden in Fuß angegeben. Die Breite betrug = 330 und die Länge = 480 Fuß. Das sind = 100 x 146 Meter. In Krahes Plan war das Areal westlich des Schlosses, das heutige Gebiet des Staatstheaters sowie der Theaterpark, der Museumspark und der Okerflutgraben mit in die Gartenanlagen einbezogen. Östlich des Schlosses waren große Gartenanlagen mit einem riesigen Rundbeet und Wasserbecken vorgesehen. Das Beet sollte so angelegt sein, dass die Blumenpracht bis hin zum Nußberg wirkte. Etwa in der Mitte des Parkes (zwischen dem Schloss und dem Nußberg) war geplant, zwei Seen anzulegen. Diese mussten von Hand ausgehoben werden. Das gewonnene Erdreich wurde für anzulegende Erdwälle etc. beim Bau des Parkes benötigt. Der vorgesehene Ort für die Seen war gut geeignet, weil es sich um ein Feucht- bzw. Sumpfgebiet handelte, dem sogenannten Hagenbruch. Zu der Zeit war dieser noch nicht entwässert. Im Park waren verschiedene Gartenbauten vorgesehen. Am südöstlichen Bereich des Schlosses, am Weg nach Riddagshausen, war eine große Orangerie geplant, weiter östlich bis hin zu den Moorteichen (heute Gartenverein Mückenburg) sollte eine große Pferderennbahn entstehen. Am östlichen Teil der Rennbahn befand sich, wie auf dem Plan zu sehen ist, eine große Sandgrube. Dieses ist der Bereich auf dem sich heute der Polizei-Sportplatz befindet. Am östlichen Abschluss der Orangerie befand sich zu dieser Zeit noch ein Bach. Dieser sollte die beiden Seeteile mit Wasser versorgen. Er verlief weiter in nördlicher Richtung und entwässerte damals schon einen Teil des Gebietes. Die gesamte Parkanlage war von Krahe als sogenannter Englischer Garten geplant. In Größe und Ausstattung hätte dieser Park dem Sanssouci-Park in Potsdam nichts nachgestanden. Verständlicherweise lässt sich das alles nicht so gut auf dem hier abgebildeten Schlossbauplan von 1830 erkennen und nachvollziehen, aber aus Platzgründen ist in dieser Schrift eine größere Darstellung nicht möglich. Der Autor war mit der bisherigen schlechten Darstellung im Nußbergbuch auf der Abb. 22 unzufrieden. Die Reproduktionstechnik ließ es aber aus den historischen Unterlagen nicht anders zu. Mit dem Einsatz von Digitaltechnik ist es mit relativ großem technischen Aufwand gelungen, die Darstellung wesentlich zu verbessern. Zudem wurde der Plan vom Autor von Hand coloriert und im Vierfarben-Druck auf einer DIN A4 Seite (Seite 14c/d) ab der 9. erweiterten Auflage des Nußbergbuches eingebracht. Jetzt lässt



Säulen und Kapitelle auf dem Ostteil des Nußberges vom ehemaligen Schloss „Am Grauen Hof“. Teil einer Postkarte aus dem Jahre 1898. Koloriert: B. Warnecke



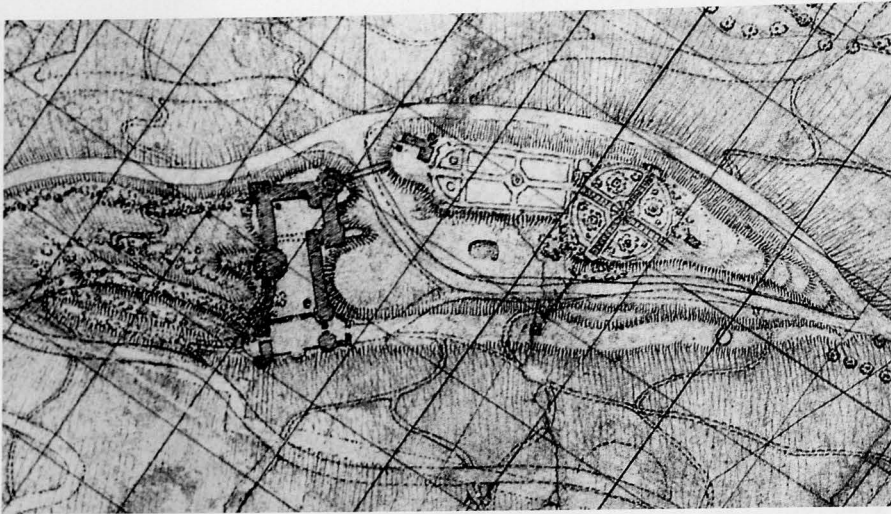
Säulenteil und Kapitell vom ehemaligen Schloss „Am Grauen Hof“ auf dem Ostteil des Nußberges (Foto: B. Warnecke, September 2000)



Ein Entwurf von mehreren Varianten des Residenzschlosses im Osten der Stadt – von P.J. Krahe vom 1830

*Abbildungsnachweis – Städt. Museum, B. Warnecke
Lit. R. Dorm, H. Flesche*

Anmerkung: Burchardt Warnecke ist Autor des Buches „Der Braunschweiger Nußberg und seine Umgebung“. Es ist im Buchhandel für 8,00 Euro erhältlich, inzwischen in der 9. erweiterten Auflage



Plan für ein Sommer-Lustschloss bzw. eine romantische Burganlage mit Berggarten auf dem Nußberg (Ausschnitt aus Gesamtplan)

sich der Super-Schlossbauplan (Hauptschloss und Nußbergsschloss) gut erkennen und nachvollziehen. Der Plan ist wie ein farbiges Luftbild aus dem Jahre 1830. Ein echter Hingucker! Es ist ein Ausschnitt aus dem Gesamtplan Krahes, einer ca. zwei Meter langen und 90 cm breiten Zeichnung. Dieser erstreckt sich vom Burgplatz bis zur Mitte des Dorfes Ridagshausen. Diese Zeichnung wie auch der gesamte Nachlass von P. J. Krahe sind im Städtischen Museum archiviert. Krahe hatte damit seine weiteren Umgestaltungspläne für die ganze Stadt mit eingebracht. Er plante eine umfassende städtebauliche Ordnung. Der Burgplatz sollte doppelt so groß werden, und die Überreste der alten Burg sollten verschwinden. Diese war damals eine verkommene Ruine. Er wollte mit dem Gesamtplan Braunschweig in die Reihe der großen deutschen Residenzstädte Berlin, München und Dresden stellen. Der Entwurf bezog sich in einer so großartigen Konzeption, dass er in Braunschweig nicht verstanden wurde. In der Zeichnung ist ein Raster erkennbar, das sich durch den ganzen Plan hindurchzieht. Dieser sogenannte Bleistiftraster musste damals noch von Hand aufgebracht werden. In einer weiteren Abbildung wird das Nußbergsschloss dargestellt. Diese ist eine Ausschnittvergrößerung aus dem Gesamtplan. Leider ist es bisher nicht gelungen, eine Einzelzeichnung oder Entwurf von dem Schloss in den Archiven zu finden.

Krahe hatte ein „Lustschloss“ auf dem Nußberg bereits im Jahre 1814 für den

„Schwarzen Herzog“ Friedrich Wilhelm geplant. Es sollte mit einer geraden Allee zum Schloss am Grauenhof verbunden werden. In einer anderen Schrift wird dieses Schloss auch bezeichnet mit „eine unregelmäßige romantische Burganlage mit einem Berggarten“. Dieses lässt sich auf der Abbildung durchaus nachvollziehen. War das alles nur ein Fantasieplan von P. J. Krahe? Nein, er hatte schon begonnen etwas davon umzusetzen. Eine große Säulenreihe aus Sandstein, die Krahe ursprünglich in der „napoleonischen“ Zeit von 1806 bis 1813 in das Residenzschloss bei Ausbaurbeiten, die auf Wunsch des Königs Jerome Bonaparte ausgeführt wurden, eingefügt hatte, waren beim Schlossbrand erhalten geblieben. Krahe ließ diese Säulen auf dem Ostteil des Nußberges aufstellen, offensichtlich um diese dem geplanten barocken Ziergarten einzuverleiben. Heute sind von diesen Säulenteilen leider nur noch zwei Teile erhalten, s. Abbildung. Im Nußbergbuch ist diese Abbildung in größerem Format auf der Seite 104 zu sehen. Die Postkartenabbildung aus dem Jahre 1898 zeigt uns, dass zu dieser Zeit noch wesentlich mehr Säulenteile, aber sicherlich auch schon nicht mehr alle vorhanden waren.

Ist es schade, dass Krahe den Auftrag das Schloss im Ostteil der Stadt zu bauen, nicht erhielt und all diese Pläne nicht verwirklicht wurden? Nein, dann würden im Östlichen Stadtgebiet heute sicherlich 20 Tausend Bürger weniger wohnen dürfen. Der viel banalere Entwurf seines

Schülers Carl Theodor Ottmer wurden den Plänen Krahes vorgezogen und am Bohlweg ausgeführt. Krahes Pläne wurden auch nicht verwirklicht, weil die Pläne Ottmers wohl eher den Vorstellungen des Herzoges entsprachen, und die Schlossbaukommission hatte sich zudem dafür ausgesprochen, wegen der zu hohen Anforderungen an die herzoglichen Finanzen. P. J. Krahe hatte übrigens für den Standort am Bohlweg auch einen Entwurf erstellt und abgeliefert. Auch dieser wurde nicht akzeptiert.

Der Baumeister P. J. Krahe war ein genialer Architekt. Er hat während seiner Tätigkeit in Braunschweig (und vorher an anderen Wirkungsstätten) viele Gebäude geplant und errichten lassen. Das Gesamtwerk füllt ganze Bände. Von allen Fachleuten wurde er gewürdigt. Der Braunschweiger Prof. Hermann Flesche bezeichnete ihn als den „größten Baumeister seiner Zeit“.

Unter der Regie von Krahe wurden z.B. auch das Haus „Salve-Hospes“, die Torhäuser, der Monumentplatz (Löwenwall), gebaut. Zuvor hatte er die Mammutaufgabe, die Demolierung (Demolition) der Festungsanlagen und damit die Erschaffung der Wallanlagen erfolgreich durchgeführt. Drei besondere Ereignisse sollten nicht unerwähnt bleiben. Krahe entdeckte in einer Rumpelkammer des Schlosses Bevern den zerstückelten siebenarmigen Leuchter Heinrichs des Löwen. Er erkannte die künstlerische Bedeutung und ließ danach den Leuchter wieder zusammensetzen und ihn im Dom aufstellen. Auch die Wiederherstellung der Annenkapelle in der Martinikirche ist sein Verdienst. Als in der westfälischen Zeit (1806 bis 1813) am Altstadtrathaus die gotischen Vorlauben und Arkaden auf Wunsch der Stadtverwaltung abgerissen werden sollten, um dort Messebuden hinzusetzen, versuchte er dieses zu verhindern. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, reiste er schließlich zum westfälischen König Jerome nach Kassel und wusste diesen zu bereden. Nach einer Besichtigung durch den König in Braunschweig wurde der Abbruch verboten. Auf Grund seiner Verdienste stiftete die Stadt im Jahre 1954 den alle 3 Jahre verliehenen Peter Josef Krahe-Preis.

Veranstaltungsprogramm

2005/2006

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

Spaziergänge, Besichtigungen und Exkursionen

Do., 11. August 2005, 15.00 Uhr

Führung durch das Waldforum Riddagshausen

Führung: Förster Dirk Strauch

*Treffpunkt: Nds. Forstamt BS, Funktions-
stelle Waldinformation, Ebertallee 44,
38104 Braunschweig, gegenüber der Gast-
wirtschaft "Grüner Jäger", Buslinie 418 ab
Rathaus BS 14.42 Uhr*

Do., 22. September 2005, 15.30 Uhr

Besichtigung der Ausstellung „Schick in der Wolfenbütteler Damenmode im 19. Jahrhundert“

Führung: Frau Heike Bitterbeck

*Schlossmuseum Wolfenbüttel, Schlosspark,
38304 Wolfenbüttel, Buslinie 420 bis
Kornmarkt Wolfenbüttel, Eintritt*

Sa., 15. Oktober 2005, 9.00 Uhr,

Besichtigung des Klosters Marien- berg in Helmstedt, des Domes in Königslutter und des Museums der Stadt Königslutter

Leitung: Harald Schraepfer, Buchfinkweg 20,
38122 Braunschweig,

Tel. und Fax 0531/872558

Ganztagesfahrt

*Treffpunkt: Stadthalle Leonhardplatz (Park-
streifen), 38102 Braunschweig, RBB-Bus*

Do., 24. November 2005, 15.00 Uhr

Besichtigung des Bunkers in der Knochenhauer Straße in Braun- schweig (zerstörte Synagoge)

Führung: Wolfgang Ernst

*Treffpunkt: Bunker Knochenhauer Straße,
38100 Braunschweig*

Di., 06. Dezember 2005, 16.00 Uhr

Vorweihnachtliche Stunde in der St. Matthäuskirche

Andacht: Pastor Friedhelm Rödiger

*Kunsthistorische Kirchenführung: Kirchen-
vorsteher Frank R. H. Fischer*

*Anschließend Kaffeetrinken im Stadtpark-
restaurant,*

Kaffee: 3,00 Euro, Kuchen: 1,60 Euro.

Vorträge

Di., 13. Oktober 2005, 16.00 Uhr

„Meibom, Mosheim und Gauß – drei Gelehrte an der Universität Helmstedt“

Vortragende: Marita Sterly M.A.

*Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Do., 10. November 2005, 16.00 Uhr

„Bericht über die neuen Museen der Stadt Königslutter“

Vortragende: Britta Edelmann M.A.

*Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Do., 12. Januar 2006, 16.00 Uhr

„Wilde Zeiten – die Franzosen besetzen Braunschweig vor 200 Jahren“

Vortragender: Lths. Museumsdirektor

Dr. h.c. Gerd Biegel

*Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Do., 9. Februar 2006, 16.00 Uhr

„Die Klöster in der Stadt Braun- schweig“

Vortragende: Elke Froboese M.A.

*Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Do., 9. März 2006, 19.00 Uhr

Vortrag und Jahreshauptversamm- lung

*Aktuelles Thema – wird später bekannt
gegeben.*

Jeden Donnerstag können auch die üblichen Vorträge von Herrn Lth. Museumsdirektor Dr. h. c. Gerd Biegel, die jeweils um 19.00 Uhr beginnen, von den Mitgliedern des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz besucht werden. Die Vortragsthemen sind aus der Tagespresse und dem Programm des Braunschweigischen Landesmuseums zu entnehmen.



Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer,
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,
Tel. und Fax 0531/872658

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690
Postbank Hannover,
BLZ 250 100 30, Konto 440 65-308

Die Krickente – Ein neuer Brutvogel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Text und Fotos von Rolf Jürgens



Krickenten-Männchen im Prachtkleid



Krickenten-Paar



Krickenten-Männchen gründelnd



Krickenten-Paar ruhend im flachen Wasser

Die Krickente ist unsere kleinste heimische Gründelente. Das Männchen ist am Kopf kastanienbraun, mit einem grün glänzenden, gelblichen Band, das vom Auge bis zum Hinterkopf reicht. Aus einiger Entfernung erscheint das Männchen grau, mit weißen Streifen, dunklem Kopf und hellem, gelblichen Hinterende.

Als Brutbiotop sucht die Krickente flache Tümpel und Teiche, mit dichter Ufervegetation auf. Sie ist auf den Überschwemmungsflächen, Schlammflächen und Verlandungszonen anzutreffen. In diesen schlackigen Flachwasserzonen sucht sie ihre Nahrung, die wohl aus Insektenlarven, Schnecken und Samen von Wasserpflanzen besteht. Obwohl mehrere Paare alljährlich zur Brutzeit festgestellt wurden, fand jedoch bisher bis heute keine Brut im Teichgebiet statt.

Im Jahre 2004 jedoch hielten sich im April und Mai mehrere Brutpaare auf. Die Enten balzten ausgiebig, so dass mit einem Brüten gerechnet werden konnte. Am 24. Juli 2004 konnte ich nun ein Krickenten-Weibchen mit 2 Jungen feststellen. Einige Tage später beobachtete ich das gleiche Weibchen mit ihren 2 Jungen. Damit wurde in diesem Jahr die erste Brut der Krickente im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche nachgewiesen.

Das Nest legt die Krickente in dichter Vegetation in Ufernähe, inmitten von Brennesselbeständen, Seggenbüten und in dichten Buschbeständen an. Nester wurden aber auch in einiger Entfernung vom Wasser in Gebüsch und anderer Vegetation gefunden. Die Krickente brütet von Ende März an. Spätbruten wurden aber bis in den Juli hinein festgestellt.

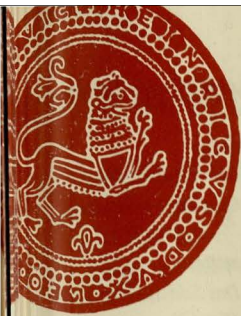
Im Wasservogelreservat sind manchmal über 50 rastende Krickenten zu beobachten. Während der Zugzeiten ist die Krickente nach der Stockente die zweithäufigste Entenart im Teichgebiet. Sie ist dann in kleinen Gruppen nach Nahrung suchend festzustellen, wo sie manchmal tagelang zu beobachten ist.

Im Winter ziehen die Krickenten in Richtung Süden und in den Südosten Europas. Während meiner zahlreichen ornithologischen Reisen in die Türkei habe ich im Winter auf vielen Gewässern der Türkei zwischen 40 und 80.000 rastende und überwinternde Krickenten beobachten können. In der Südtürkei im Göksudelta habe ich im Dezember und Januar weit über 100.000 überwinternde Krickenten beobachtet.

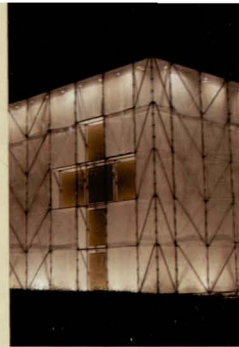
Der Rückgang der Krickente in Mitteleuropa ist durch zu wenige Feucht- und Rastgebiete bedingt, umso erfreulicher ist es, dass der NABU Schöppenstedt durch das Management Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche einen bedeutenden Rast- und Lebensraum nicht nur für die Krickente geschaffen hat.

Der erste Brutnachweis der Krickenten im Jahr 2004 bestätigt diesen bedeutenden Artenschutzansatz.

Die Hauptdurchzugsmonate sind in den Monaten März und April. Auf dem Herbstzug ist die Krickente ebenfalls häufig und regelmäßig im Wasservogelreservat anzutreffen.

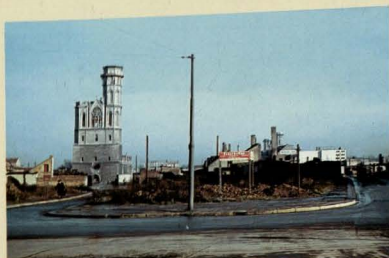


Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

91. Jahrgang, Ausgabe 2/2005



Aus dem Inhalt:

Schloss Wolfenbüttel, Residenz der Herzöge
zu Braunschweig und

UB Braunschweig

Wandlungen 1989 – 20
Fotoausstellung im Zoo

Die Autobahnkirche Christophorus

Symposium zu Ehren von Julius Elster und Hans Geitel

Text von Rudolf Fricke

Die nunmehr 150. Geburtstage von Elster und Geitel gaben den Anstoß zu einem gemeinsam von der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, der Technischen Universität Braunschweig und der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt am 22. November ausgerichteten Symposium. Unter dem Titel „Über 100 Jahre Messungen zur Umweltradioaktivität“, wurde an die Pionierleistungen Elsters und Geitels auf dem Gebiet der Radioaktivitätsforschung erinnert und ihre über die Region Braunschweig hinaus gehende wissenschaftliche Bedeutung gewürdigt. Die Vorträge auf dem Symposium beleuchteten sowohl die historische Perspektive als auch die Konsequenzen in der heutigen Messtechnik. Bedeutende Unterstützung bei ihren Forschungsarbeiten erhielten Elster und Geitel durch den Braunschweiger Chemiker Friedrich Oskar Giesel (Heimat 1/2002), der ebenfalls in Braunschweig beheimateten Werkstatt für wissenschaftlichen Instrumentenbau Günther & Tegetmeyer (Heimat 2/2004) und einige Braunschweiger Ärzte. Über diese „Achse Wolfenbüttel – Braunschweig; Radioaktivitätsforschung 1896 – 1914 in der akademischen Provinz“ referierte die Historikerin Dr. Beate Ceranski, Universität Stuttgart. Es folgten im Rahmen des Symposiums weitere Vorträge und Experimente zur Radioaktivität und eine Exkursion zu den Wirkungsstätten von Elster und Giebel.



Abbildungen Titelseite:

oben:
Die Autobahnkirche
Christophorus (Seite 28)

mitte:
Das Schloss Wolfenbüttel
(Seite 4)

unten links:
Der Grenzturm Morsleben am
05.08.2005 (Seite 22)

unten rechts:
Radeklint mit Weberstraße und
Lange Straße, 1954 (Seite 26)

4	Schloss Wolfenbüttel <i>Von Hans-Henning Grote</i>	Residenz der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg
7	Kolloquium auf Burg Lichtenberg <i>Von Bernd U. Hucker und Klaus Gossow</i>	Die Burg Lichtenberg im Spannungsfeld von Herrschaft und Militär zur Zeit Kaiser Otto IV.
10	Die gute Form– einst und jetzt <i>Von Martin Eberle</i>	Metallgerät der Formsammlung Walter und Thomas Dixel
12	Betrachtungen eines Zugereisten <i>Von Arno Herms</i>	Heimat erfahren, bewahren und gestalten
16	Julius de Lattin – Ein Professor auf Abwegen <i>Von Uwe Lammers</i>	Eine biografische Skizze
20	Die Burg Gebhardshagen <i>Von Reinhard Försterling</i>	Aus der Geschichte der historischen Burganlage
22	Wandlungen 1989 – 2005 <i>Von Martia Sterly</i>	Fotoausstellung im Zonengrenz-Museum Helmstedt
24	Die Ehrenmäler in Semmenstedt und Timmern <i>Von Frank Beier</i>	Die Sanierung der Ehrenmäler
25	Die Bläsralle (Fulica atra) <i>Von Rolf Jürgens</i>	Vogelbeobachtungen im Wasservogel- reservat Schöppenstedter Teiche
26	Aus Trümmern auferstanden <i>Von Dieter Heitefuß</i>	Braunschweig und sein Wiederaufbau nach 1945
28	Die Autobahnkirche Christophorus <i>Von Rolf Ahlers und Otto Pfingsten</i>	An der Autobahnraststätte „Zweidorfer Holz“
32	Ein riesiger Schlosspark und zwei Schlösser im Osten der Stadt Braunschweig? <i>Von Frank Beier</i>	Eine Ergänzung zum im Heft 1/2005 erschiedenen Artikel

Rubriken	
Neue Bücher	4, 26
Termine	31
Impressum	31

Liebe Mitglieder!

Die Adventszeit 2005 hat begonnen und das Weihnachtsfest ist auch nicht mehr fern. Deshalb möchte ich allen Vereinsmitgliedern und ihren Familien, die ich nicht bei unserer vorweihnachtlichen Stunde am 6. Dezember 2005 in der St. Matthäuskirche getroffen habe, auch im Namen meiner Frau eine schöne und geruhssame Adventszeit, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes und erfolgreiches Neues Jahr 2006 wünschen.

In diesem Jahr hat der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz zwei schöne Exkursionen in den Ostharz und in den Kreis Helmstedt durchgeführt und es haben auch sehr schöne Besichtigungen, Spaziergänge und Vorträge stattgefunden. Ich glaube, die Veranstaltungen haben Ihnen allen gefallen.

Ich möchte auf diesem Wege auch Herrn Dieter Heitefuß danken, der für mich die Exkursionen in den Ostharz durchgeführt hat, weil ich es aus gesundheitlichen Gründen nicht konnte. Für die guten Wünsche, die Sie mir deshalb zukommen ließen, danke ich Ihnen recht herzlich.

Das Heft 2/2005 der Braunschweigischen Heimat erreicht Sie noch vor Weihnachten und möge Ihnen in der Weihnachtszeit etwas Freude bereiten. Ich möchte Sie alle bitten, im nächsten Jahr möglichst viele Beiträge für die Braunschweigische Heimat an die Redaktion zu senden, weil sie nur so eine lebendige Vereinszeitschrift sein kann.

In diesem Heft finden Sie auch die Veranstaltungen des ersten Quartals 2006. Ich wünsche Ihnen nochmals eine frohe und gute Zeit und hoffe, dass wir uns im Jahr 2006 recht häufig bei Veranstaltungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz wiedersehen.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Harald Schraepfer

1. Vorsitzender



Foto: Uwe Krebs

Schloss Wolfenbüttel

**Residenz der Herzöge zu
Braunschweig und Lüneburg**

Text von Dr. Hans-Henning Grote



Am Rand des Wolfenbütteler Stadtkerns erhebt sich das zweitgrößte Schloss Niedersachsens. Das imposante Gebäude ist das einzige öffentlich zugängliche Welfenschloss aus dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert in Norddeutschland.

Von besonderem Reiz sind die in der Region singulären herzoglichen Staatsappartements, die mit behutsam restaurierter Ausstattung und ihrer authentischen Einrichtung ein eindrucksvolles Zeugnis barocker Hofkultur darstellen.

Im November 2005 erschien im Braunschweiger Appelhans-Verlag eine umfangreiche Monographie, die das prächtige Schloss Wolfenbüttel in ihren Mittelpunkt stellt.

Dr. Hans-Henning Grote, Leiter des Museums im Schloss Wolfenbüttel, erarbeitete mit seinem Autorenteam ein Buch in repräsentativem Bildband-Format, das anschaulich und lebendig von der Geschichte des Schlosses und des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel berichtet.



Sieben Hauptabschnitte, die ihrerseits in zahlreiche, in sich abgeschlossene Unterkapitel gegliedert sind, behandeln neben der historischen Entwicklung die Bereiche Architektur- und Kunstgeschichte sowie Kultur- und Sozialgeschichte am Wolfenbütteler Fürstenhof.

Zunächst wird der Leser in die Geschichte des Herzogtums Braunschweig, des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel, der Burg, des Schlosses und der Stadt Wolfenbüttel eingeführt. Es folgen Lebensbeschreibungen der wichtigsten Herzöge vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

Eine Darstellung der baugeschichtlichen Entwicklung des Residenzschlosses aus einer mittelalterlichen Burg über ein Renaissanceschloss bis zum noch heute (teil)erhaltenen Barockschloss schließt sich an.

Daran knüpfen sich die Beschreibungen des Schlossplatzes mit seinen Bauten und deren Funktion im 18. Jahrhundert, des Schlossäußeren sowie seines Hofes. Breiten Raum wird sodann der eingehenden Beschreibung der Schlossräume, ihrer ehemaligen Nutzung sowie der barocken und der neuesten Ausstattung gegeben.

Mit „Leben am Hof“ schließt sich eine Darstellung des Wolfenbütteler Fürstenhofs an, die sich der Ausstattung des Residenzmuseums entsprechend schwerpunktgemäß mit der Epoche des Absolutismus befasst.

Neben Regierungsaufbau des Fürstentums, Hofstaat und Ämter, Staatsbesuche und Gesandtenvisiten, werden Feierlichkeiten und Vergnügungen, das Wolfenbütteler Opernhaus, die fürstliche Tafel und das Tafelzeremoniell, die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen, die Ritterakademie sowie die fürstliche Familie jenseits des Hofzeremoniells beschrieben.

Auch die Hofkunst und Hofkünstler sowie die Wolfenbütteler Stadtpalais, Herrenhäuser und Gärten der Hofgesellschaft werden eingehend beschrieben.

Schließlich wird an die ehemaligen Schlösser des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel erinnert – Schwer-



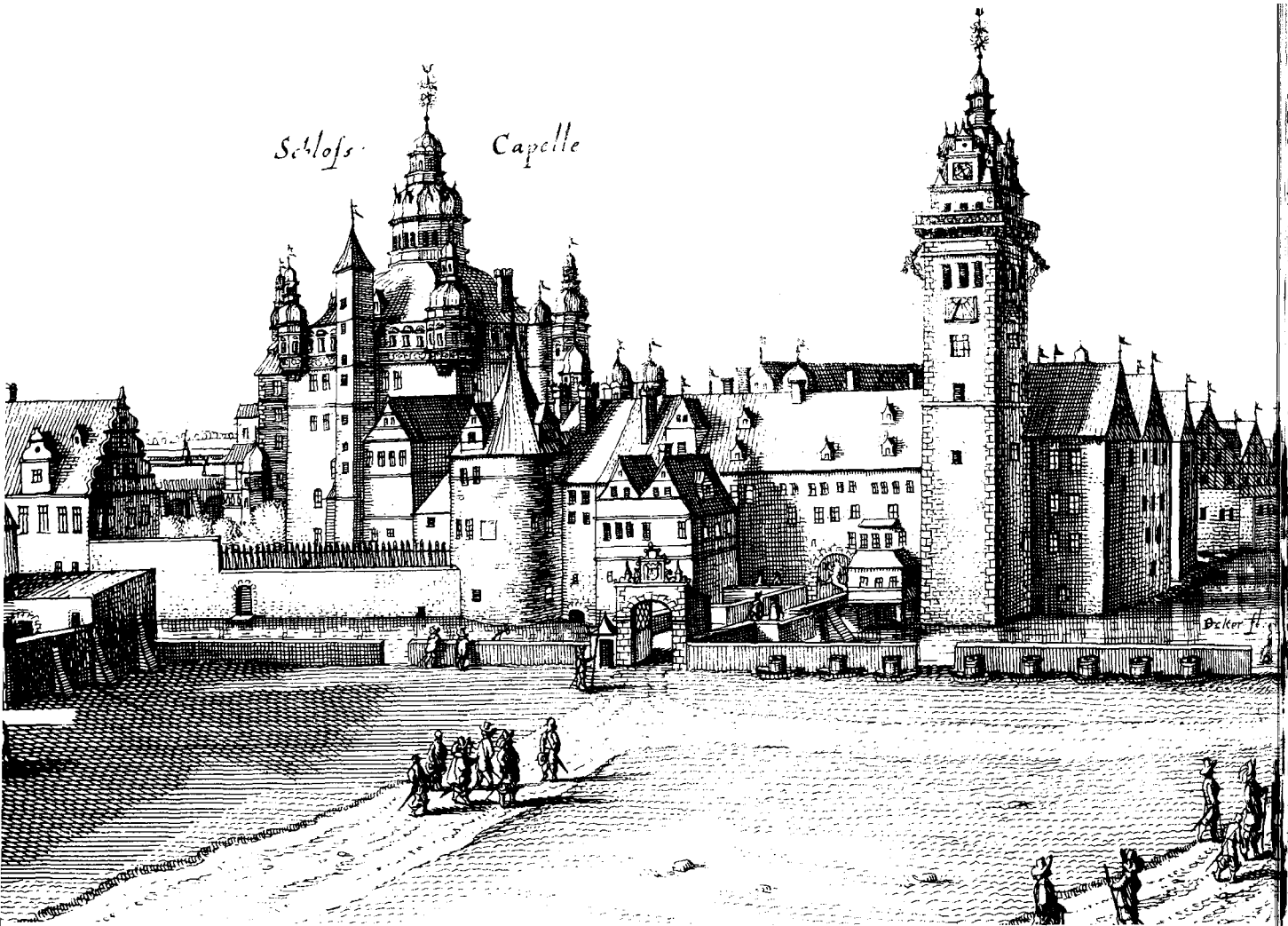
Abb. Seite 4 oben: Schloss Wolfenbüttel, Ostfassade – Foto von Jutta Brüder

Abb. Seite 4 unten: Antichambre des Herzogappartements, Schloss Wolfenbüttel

Abb. Seite 5 oben: Spiegel-Tisch-Guéridons-Ensemble im Audienzgemach des Herzogappartements, Schloss Wolfenbüttel

Abb. Seite 5 unten: Figurenbalustrade der Schlossgrabenbrüstung, Schloss Wolfenbüttel

Abb. Seite 6: Schloss Wolfenbüttel von Osten, Caspar Merian (1627-1686) nach Conrad Buno (1616-1676), Kupferstich (Ausschnitt), 1654; Museum im Schloss Wolfenbüttel



punkte bilden dabei die Darstellungen des Lustschlosses in Salzdahlum und seiner Feste sowie des Braunschweiger Residenzschlosses, des sogenannten „Grauen Hofes“.

Eine kurze Geschichte des Wolfenbütteler Schlossmuseums und ein Schlusswort stehen am Ende des Buches. Ein Anhang mit Stammtafeln des Welfenhauses Braunschweig, Glossar, Literaturauswahl, Anmerkungsteil und Namensregister runden die Publikation ab. Das 256 Seiten umfassende Buch ist mit mehr als 200 größtenteils vierfarbigen Abbildungen reich bebildert. Besonders bemerkenswert sind neben prachtvollen großformatigen Farbabbildungen mehr als 40 Rekonstruktionszeichnungen, Pläne und Grundrisse, die eigens für dieses Buch angefertigt wurden und die anschaulich die Baustadien vom Schloss, seiner Nebengebäude, des Schlossplatzes und der Stadt Wolfenbüttel wiedergeben.

Die Mehrzahl der Kapitel dieses Buches fußen auf neuen Erkenntnissen und Forschungen von Dr. Hans-Henning Grote, seines Autorenteam sowie auf der Aufarbeitung und Einbeziehung neuester Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte. Die Konzeption dieser Publikation, die komplexen Inhalte in übersichtliche, in sich geschlossene Kapitel zu gliedern, erlaubt es dem Leser, nach Lust und Laune entweder in aller Muße dem Gang der Darstellungen im Buch von Anfang bis Ende zu folgen, oder nur einzelne, besonders interessante Kapitel herauszugreifen.

Das Buch ist opulenter Bildband und profunde Forschungsarbeit in einem: Es richtet sich daher an den geschichtsinteressierten Leser der Region Braunschweig und an die Besucher des Museums im Schloss Wolfenbüttel und versteht sich mit seinem ausführlichen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat gleichzeitig als Beitrag zur regionalen und überregionalen Landesgeschichts- und Residenzforschung.

Das Buch

Hans-Henning Grote

Schloss Wolfenbüttel

Appelhans Verlag Braunschweig

Hardcover mit Schutzumschlag, 22 x 30 cm, 256 Seiten, 200 Abbildungen, ISBN 3-937664-32-7, EUR 24,80

Erhältlich im Buchhandel

Kolloquium auf Burg Lichtenberg

Die hochmittelalterliche Burg im Spannungsfeld von Herrschaft und Militär vor, während und nach der Regierungszeit von Kaiser Otto IV. (1198 – 1218)

Text von Prof. Bernd U. Hucker, Vechta und Dipl.-Ing. Klaus Gossow, Salzgitter



Veranstalter dieses ganztägigen Kolloquiums am Sonnabend, dem 27. November des Vorjahres waren der Geschichtsverein Salzgitter, der Förderverein Burg Lichtenberg und das Kulturamt der Stadt Salzgitter. Dieses Triumvirat sicherte, dass am ersten Adventswochenende 2004 einhundert an Historie Interessierte auf die Burg Heinrich des Löwen und Kaiser Otto IV. kamen, um die Vorträge mit popularwissenschaftlich praktischer Prägung zu hören. Die Verantwortung für den inhaltlichen und organisatorischen Bereich lag vor allem bei Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker, Uni Vechta und beim Leiter des Städt. Kulturamtes, Herrn Dr. Jörg Leuschner, einem „gelernten Historiker“.

Anlass für diese Vortragsveranstaltung, dieses Kolloquiums, vielleicht das Erste in einer langen Reihe, war die Erinnerung an ein Ereignis, das 800 Jahre zurückliegt:

Zu Weihnachten 1204 weilte Otto IV., Sohn des Welfenherzogs mit dem Löwen, mit seinem gesamten Hofstaat auf der Burg Lichtenberg und hielt einen glänzenden Hoftag ab. Zu dieser Zeit war Otto IV. noch Deutscher König: erst später bestieg er den Kaiserthron, übrigens als einziger des damals mächtigen Welfengeschlechts, das zwar heute noch existiert, aber

nach Kaiser Ottos Tod in der Geschichte Europas und damit der Welt keine entscheidende Rolle spielte, indirekt vielleicht, nämlich durch enge verwandtschaftliche Beziehungen zu den preuß. Hohenzollern.

Die Ergebnisse des Kolloquiums 2004 auf der Burg Lichtenberg waren vor allem deshalb interessant, weil die anstehenden Fragen aus interdisziplinärer Sicht behandelt wurden.

Zweifellos spricht es für die Reputation der Veranstalter und des Veranstaltungsortes, dass Herr Oberbürgermeister Helmut Knebel in seinem Grußwort die Bedeutung der fast 1.000-jährigen Geschichte um Stift Steterburg, Kloster Ringelheim und die Burg Lichtenberg vor der brisanten, nicht einmal siebzigjährigen jüngsten Geschichte des 3. Reiches herausstellte.

Prof. Hartmut Rötting: Zur Keramikforschung für das 9. bis 12. Jahrhundert im nördlichen Harzvorland

Der Vortrag basierte auf den Erkenntnissen eines vom Referenten geleiteten Projektes, das über mehrere Jahre lief. Archäometrisch ausgewertet wurden 1.000 Scherben. Die Funde im Raume Braunschweig bis nach Goslar erwiesen sich als vernetzt. In Lichtenberg beweist die gefundene Knickwandkeramik Siedlungsspuren durch das gesamte Hochmittelalter ab dem 8. Jahrhundert, ähnlich wie an Schunter und Oker. In einer ofenartigen Grube wurden ein thüringischer Halsreif und eine Perlenkette aus der Zeit vor Karl des Großen entdeckt, ferner Keramik vom Ende des 11. Jahrhunderts, darunter eine Silbermünze des Gegenkönigs Heinrichs IV, Hermanns von Salm, also direkt vor der Zeit der Regentschaft von König und Kaiser Otto IV.

Dr. Michael Gschwinde: Die Burg Lichtenberg aus archäologischer Sicht.

Der Referent, Mittelalterarchäologe und Nachfolger von Prof. Rötting in der Amtsfunktion als „Bezirksarchäologe in ehemals Braunschweiger Landen“ stellte zum Anfang seiner Ausführungen heraus, dass die Unterburg erst aus dem 14. Jahrhundert stammt, während die Oberburg bereits dem 12. Jahrhundert, vielleicht gar dem 11. Jahrhundert angehört. Sinnvollerweise dürfte sich der 31,8 x 5,0 m große Palas Kaiser Otto IV. (1198 – 1218) zuordnen lassen, da nur er als „Herrscher“ Verwendung für einen Repräsentativbau dieser Ausmaße haben konnte. Ergraben wurden die Tordurchfahrt mit Wagenspuren, weiter intakte Innenräume, eine Kaminanlage, die zuletzt im 14. Jahrhundert befeuert wurden, sowie im Wirtschaftskeller ein Estrichboden der Bauphasen vor 1180 und gerade in den letzten Monaten das Tor einer Anlage „aus der Zeit vor dem Löwen“. Die Frage, ob der vor ca. 100 Jahren wiedererrichtete Bergfried dem historischen Grundriss folgt, konnte auf Grund von Zeichnungen des 18. Jahrhunderts beantwortet werden: Auch der ursprüngliche Bau besaß die polygonale, sechseckige Form, also eine reduzierte Variante eines achteckigen Grundrisses, verursacht durch die eng anschließenden Bauten der Oberburg. Der mehrstöckige Palas, mit beheizbarem Wintersaal ist zwar kleiner als die Goslarer Kaiserpfalz, doch ist dies auch der größte weltliche Repräsentativbau Europas. Der Lichtenberger Palas besitzt alle klassischen Elemente staufischer Bauten dieser Art samt einer Aussichtsseite. Der heutige Zuweg zur Oberburg ist nicht historisch, früher näherte man sich der Burg von der Aussichtsfront des Palas her. Der neueste Bodenfund ist ein menschliches Gesicht als Keramik-

applikation aus dem 13. Jahrhundert. Die Befestigung auf dem 400 m entfernten Kruxberg (Standort des sog. „Gaußsteines“, eines Eckpunktes im großen Dreieck der von Carl Friedrich Gauß vor fast 200 Jahren durchgeführten Triangulation des Königreiches Hannover) wird vom Referenten im Kontext mit der Burganlage als Gegenburg oder Doppelburg interpretiert, die vielleicht 1180 oder im Zuge der kaiserlichen Baumaßnahmen um 1204 (König Otto IV., Weihnachten, Hoftag) entstanden ist und durch nahe Steinbruch- und Kalkbrennaktivitäten unterstützt wird.

**Dr. Sonja König:
Die Grabungen von
Klein-Freden – eine Wüstung
des 12. Jahrhunderts**

Gschwindes Kollegin Sonja Manuela Anna König stellte die von ihr in den Jahren 1993 – 1996 geleitete Grabung vor, ca. 3 km von der Burg Lichtenberg entfernt, parvo Freden; mit 2.400 Fundstücken. Es fanden sich in großer Dichte Grubenhäuser mit Hinweisen auf Webtätigkeit vom 10./11. bis ins 12. Jahrhundert. Gefunden wurden u. a. Messer, Schlüssel, Fibeln, eiserne Flachshechel. Im 12. Jahrhundert wurden fast alle Häuser abgebrochen, und es begann eine Weidephase mit Brunnenbauten. Gehalten wurden Schweine, Kühe und Ziegen; dann überwiegend Pferde. Neben den 94 Skeletten von jungen Hengsten (fast ausschließlich dreijährig!) wurde ein Reitersporn fürstlicher Provenienz gefunden. Es erhebt sich die Frage, ob man hier eine Zuchtstätte für „Kriegs- oder Kurierpferde“ gefunden hat.

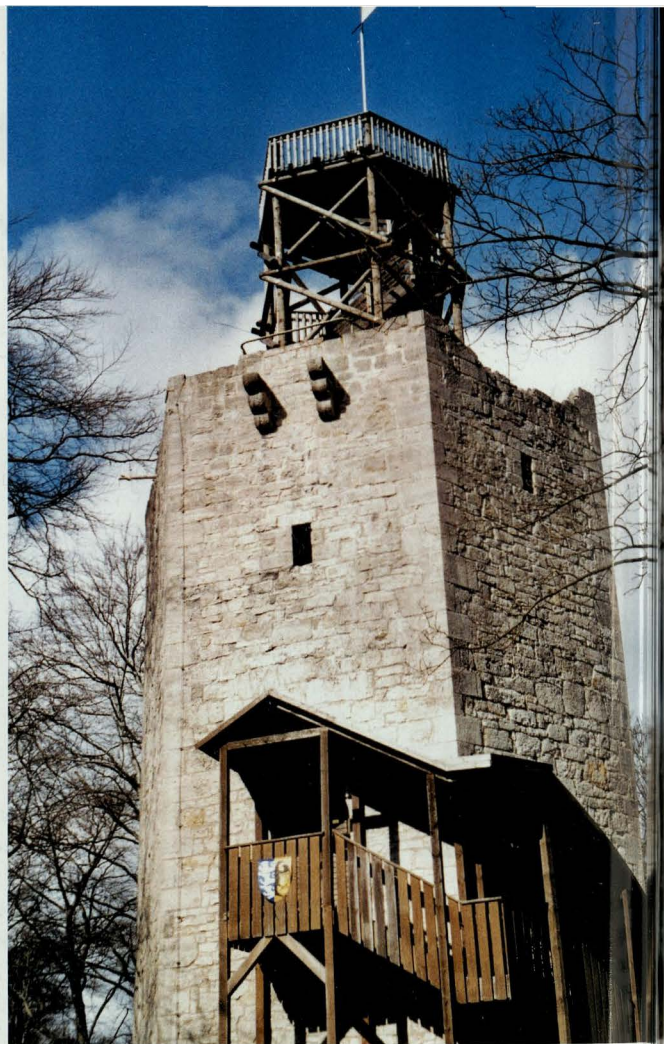
Noch sind nicht alle Grabungen ausgewertet und zu einem schlüssigen Endbericht zusammengefügt. Auf diese Erkenntnisse darf man gespannt sein.

**Prof. Dr. Dr. Nicolaus C. Heutger:
Burg und Stift Steterburg
von Geschichte und Gegenwart.**

Um die Jahrtausendwende wird das Stift Steterburg erstmals urkundlich erwähnt; ein enger Zusammenhang zum Kloster Ringelheim (Immedinger, Nachfolger der Anhänger des Widukind) ist sicher. Die Burganlage wurde wahrscheinlich schon von den Ungarn belagert; 1997/98 wurde bei Grabungen von der Bezirksarchäologie ein Spitzgraben des 10. Jahrhunderts westlich des Stiftsgebäudes gefunden. Der Stifter des 1003 gegründeten Damenstifts war Graf Altmann, dessen Bezeichnung als Graf von Ölsburg ungesichert ist. Eine Privilegierung erfolgte durch die Ludolfingen, die Kaiser Otto III. und Heinrich II. Der Kirchenbau wurde bereits vor 1162 abgebrochen. In dieser Zeit wirkte Propst Gerhard als Geschichtsschreiber. 1176 wurde von hier aus das Kloster Marienberg b. Helmstedt gegründet. Im Spätmittelalter gab es Stiftsdamen sowohl aus Bürger- als auch aus Adelsfamilien.

Besichtigungsprogramm

Die enge Verbindung von Wissenschaft und Praxis konnte während des Besichtigungsrundganges dokumentiert wer-



Bergfried Burg Lichtenberg. Oben: gelb-weiße Welfenfahne, am Treppengeländer Wappen Kaiser Otto IV.

den; das vollzogen vor allem die vor Ort tätigen Institutionen und Personen: Bezirksarchäologie, Förderverein Burg Lichtenberg e. V. und Archäologische Arbeitsgemeinschaft e. V. Dabei wurde auch das Programm der Sanierung und Erhaltung der Burganlage Heinrich des Löwen und Kaisers Ottos IV. vorgestellt. Zu einer alle Unklarheiten beseitigenden Großgrabung – wie in den späten 50 Jahren des 20. Jahrhunderts – wird es aus Kosten- und Personalbestandsgründen wohl nicht kommen können, so interessant und sinnvoll das auch sein mag.

**Dir. Caspar Ehlers:
Burg-Pfalz-Residenz
mit Blick auf den Harzraum**

Der Referent untersuchte „Eine Königslandschaft für fünfhundert Jahre – Pfalzen, Residenzen und Burgen im nördlichen Harzgebiet um die Burg Lichtenberg vom 8. bis zum 13. Jahrhundert“ anhand der Aufenthaltsorte und Beurkundungen der Könige und Kaiser an den verschiedenen Orten. Der tiefgreifendste Einschnitt in der historischen Entwicklung dieses Gebietes war zunächst die karolingische Eroberung dieser ursächsischen Lande. Da es keine römischen Wurzeln gab, erfolgte die Anknüpfung auf Reichsgut. Das 10. Jahrhundert war von den fast 60 Jahre währenden Ungarneinfällen geprägt. Zweifelhaft ist jedoch, ob die sogen. „Burgenordnung König Heinrichs I.“, auf deren Grundlage ein Gürtel von Verteidigungsanlagen, gerichtet

gen Osten, gebaut wurde, reichsverfassungsartigen Charakter besaß. Die Reisen der Könige führten als Erstes über Klöster und Burgen. Später nehmen Aufenthalte auf Kirchenbesitz zu. Goslar bildete mit dem Harz zu ottonischer Zeit eine „Königslandschaft“, im Harzvorland konzentrierte sich Besitz der Hochadelsfamilien der Billunger und Immedinger. Die Höhepunkte von Berührungen mit dem Itinerar der Könige waren unter Ottonen und Saliern (bei den Saliern geringer, doch mit stärkerer Konzentration). Unter den Staufern ist eine absinkende Tendenz festzustellen – die Herrschaft Lothars III. und später noch Ottos IV. bilden eine Ausnahme. Goslar wurde von Friedrich I. Barbarossa vielleicht in Konkurrenz zu Heinrich des Löwen Aktivitäten in Braunschweig mit Burg Dankwarderode, dem Löwen-Standbild und dem Dom St. Blasii, ausgebaut.

Gerade weil sich die Kaiser und Könige auch verstärkt im Südharz und davor aufhielten, zu nennen sind: Pöhlde, Quedlinburg, Halberstadt, Tilleda, ist die Einmaligkeit des Besuchs Otto IV. aus dem Hause der Welfen (Guelfen), König und Kaiser, zum weihnachtlichen Hoftag A. D. 1204 von besonderem Glanz.

Prof. Dr. Bernd U. Hucker:
Die Festen Lichtenberg und Harzburg als kaiserliche Aufenthaltsorte.

Der Referent verglich die Burg Lichtenberg und die Harzburg mit Blick auf ihre Funktion als kaiserliche Residenzen. Ausgehend von den sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stark veränderten ökonomischen Bedingungen zeigte er die Bevorzugung bürgerlicher Lebens- und Wohnformen. Deren Monetarisierung und der steigende Luxusbedarf drängte die Bergfesten in den Hintergrund, sie waren allenfalls als militärische Hindernisse zu beseitigen, wie Lichtenberg 1180 durch Friedrich I. Barbarossa. Sein Feldlager während der Belagerung war bedeutsamer als sein Aufenthalt auf der Burg selbst – wenn er denn überhaupt stattgefunden hat. Kaiser Ottos IV. Anwesenheit hat möglicherweise eher der präurbanen Siedlung „unter“ der Burg, also Ober-

und Niederfreden mit ihrem Markt gegolten, worauf seine hiesige Münzprägung deutet. Die Harzburg war von König Heinrich IV. als wirkliche Residenz konzipiert – sein dauernder Aufenthalt durch die aufständischen Sachsen jedoch verhindert worden. Sowohl Barbarossa als auch Otto IV. dürften die Feste entgegen landläufiger Meinung nur jeweils kurz aufgesucht haben. Der Welfe blieb hier vor seinem Tode allein aus Sicherheitsgründen. Auch die Reichsinsignien wurden nicht hier, sondern zu Braunschweig bewahrt, wie der Referent mit Quellen belegen konnte.

Dr. Mark Feuerle:
Was die Hand kann machen, kann die Hand auch zerstören.

Ausgesprochen handfest ging es in diesem Vortrag über die Belagerungsmaschinen zur Zeit Ottos IV., also an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert zu. Das im hohen Mittelalter gefürchtete Wurfgeschütz, der sogen. Tribok (korrekt Ziehkraft-Hebelwurfgeschütz) stellte eine Kombination verschiedenster technischer Innovationen dar und wanderte aus China über die Turkvölker Zentralasiens zu den Westarabern und dann im 12. Jahrhundert nach Sizilien bzw. zur iberischen Halbinsel. In Deutschland kam er 1212 durch Otto IV. in Thüringen zum Einsatz. Die Spanne reichte von kleinen, vor Ort gebauten mit wenigen Kräften betätigbaren Gewerfen bis zu riesigen, mit 144 Pferden (!) bewegten Geschützen. Die Gegengewichte waren bis zu 1 t schwere Steine. Ob der am Bergfried der Lichtenberger Oberburg liegende Findling – mit deutlichen Bearbeitungsriefen das Gewicht eines Gewerfs ist, bezweifelt der Referent. Eher könnten die Bearbeitungsspuren kultischen Ursprungs sein.

Unmittelbar nach dem Lichtenberger Kolloquium nahm der Förderverein Burg Lichtenberg auf Grund der Ausführungen des Referenten Feuerle (Vechta) eine seit einiger Zeit in der Schublade eines Tüftlers schlummernde Idee wieder auf. Vor einiger Zeit hatte der Berging. Uwe Strack, Salzgitter (Elektro-Fahrsteiger), Mitglied der Archäologischen Arbeitsgemeinschaft, Gefallen an der

Konstruktion des 1:10-Modells einer sog. „Blide“ gefunden. Der Bau dieser Wurfmaschine wurde schnell Wirklichkeit, als der Förderverein Burg Lichtenberg die Übernahme der Herstellungskosten signalisierte. Beim Probeschießen mit 5 kg schweren Findlingen (Kopfgröße) beeindruckte neben der bemerkenswerten Weite von über 100 m vor allem die Treffsicherheit (Zielwandgröße: 3 x 3 m). So ist zu erklären, dass bei der Belagerung der mittelalterlichen Burgen zielgenau das Burgtor oder die Ziehbrücke ins Visier genommen und zerstört wurden.

Die „Lichtenberger Blide“ ist jetzt auf der Burg Lichtenberg vor dem Tor zur Oberburg installiert und zu besichtigen (Geführter Rundgang: jeweils am 1. Sonntag im Monat um 10.30 Uhr, ansonsten auf tel. Anfrage!). Dieses ist ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie man die historischen Zusammenhänge und den Alltag des Mittelalters, das im nördlichen Harzvorraum so viele Spuren hinterlassen hat, auch für den „historisch interessierten Normalbürger“ begreifbar machen kann, im wahrsten Sinne des Wortes. Fast ist sicher, dass dies nicht das letzte Beispiel einer besuchernahen Präsentation bleiben wird. Vielleicht gelingt es gar, den „Palas Otto IV.“, diesen vielstöckigen Prunkbau des frühen 13. Jahrhunderts angemessen zu gestalten und vor allem einer sinnvollen Nutzung zuzuführen.

Prof. Dr. Dr. Hans G. Trüper:
Stauferzeitliche Edelherren und Dienstmannen auf den Burgen.

Zu wessen Herrschaftseinfluss eine Burg gehört, war und ist urkundlich verbrieft und deshalb nachzuvollziehen. Wer aber waren eigentlich die „Leute auf einer Burg“? Die Besatzung wurde von castellani, den Burgmannen und ihren Knechten gebildet, wie auf Lichtenberg die von Wallmoden und von Saldern. Die Ritterschaft, die Burgmannschaft setzte sich aus Edelfreien und Ministerialen zusammen, die dem Burgherrn zu „Rat und Hilfe“ verpflichtet waren, aber sich ständisch (frei oder unfrei) unterschieden. Da Edelherren nicht nach Dienstrecht zu befehlen waren, suchte man sie zunehmend als Burgmannen

durch Ministerialen zu ersetzen. Der „Burgfrieden“ (Ganerbenvertrag) war gewissermaßen die Satzung der Burgherren, die sich gern auch genossenschaftlich verbanden. In aller Regel hatten Burghauptleute, später Vögte, das Kommando. Der Charakter von Burgen war wesentlich mitbestimmt von den suburbia, den Ansiedlungen von Hintersassen „unter“ der Burg – meist Keimzellen von Städten. So auch in Lichtenberg?

Am Rande des Kolloquiums gab das Gespräch Anstoß zu vielen Einzeldiskussionen:

- Wer waren die Herren auf der 1180 erstmals erwähnten Burg Lichtenberg?

- Wie sahen die Vorgänger-Burgen auf dem weit über dem Tal von Fuhse und Flothe liegenden Burgberg (ca. 240 m ü. NN) aus? Stammten sie aus Karolingerzeit?

- Wann wurde der für damalige Zeit gewaltige Palas (Grundrissmaße 10 x 30 m) erbaut? Hat die Epoche Ottos IV. auf der Burg und im Dorf Oberfreden sichtbare Spuren baulicher Art hinterlassen?

- Kann man die Feierlichkeiten zum Weihnachtsfest 1204 etwas näher erleuchten ... ggf. als Historisches Spiel nachstellen?

- Nach welchem Schlachtplan hat Vollrad von Mansfeld im Jahre 1552

die Burg belagert, erstürmt und zerstört?

Auch der Aspekt der Entwicklung des Dorfes (Oberfreden) im Schatten der Burg mit der Kirche St. Petrus zum Lichtenberg in Salzgitter, die deutliche Hinweise auf Bautätigkeiten zum Beginn des 13. Jahrhunderts aufweist, dürfte nicht uninteressant sein, wie der geistige Vater des Kolloquiums Prof. Hucker schon andeutete! Gab es vielleicht eine Entwicklung zur Stadt mit Markt- und sonstigen Sonderrechten, die nicht kontinuierlich weiterlief, sondern abbrach? Fragen über Fragen... auch für die 2. Folge des „Kolloquiums Burg Lichtenberg“?

Die gute Form – einst und jetzt.

Metallgerät der Formsammlung Walter und Thomas Dixel, Braunschweig

Eine Ausstellung im Städtischen Museum Braunschweig vom 13. November 2005 bis 15. Januar 2006

Text von Dr. Martin Eberle

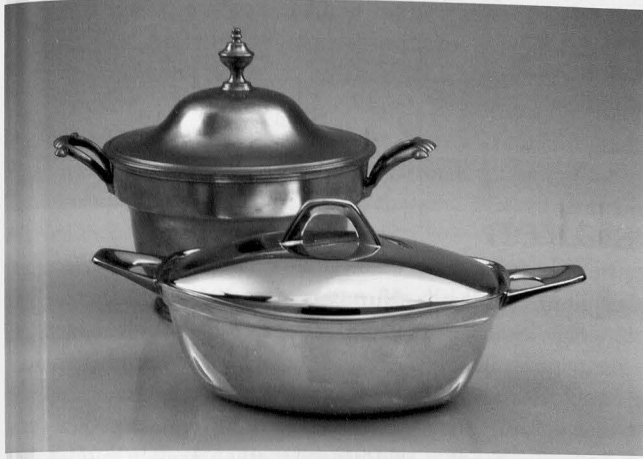
1942 beauftragte die Stadt Braunschweig den Maler und Typographen Walter Dixel mit dem Aufbau einer Formsammlung der Stadt Braunschweig; Dixel hatte bereits seit 1935 mit mehreren Veröffentlichungen zum Gebrauchsgerät auf sich aufmerksam gemacht. Aufgabe der Formsammlung sollte es sein, eine Sammlung historischen und modernen Gebrauchsgeräts aus Handwerk und Industrie zum Studium von Geschichte und Problematik der Gefäßform aufzubauen. Bereits 1943 konnte dem interessierten Publikum die Sammlung erstmals vorgestellt werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Formsammlung neu begründet und der Werkkunstschule Braunschweig angegliedert, welche ihrerseits 1963 zur Staatlichen Hochschule für Bildende Künste avancierte. Durch rege Ausstellungstätigkeit vermochte die Formsammlung dank des einmaligen Sammlungscharakters ihren Bekanntheitsgrad ständig zu steigern. Ein Höhepunkt hatte sicherlich die Teilnahme an der Werkbundaussstellung 1949 in Köln dargestellt, wel-

che die Formsammlung überregional bekannt machte.

1955 übernahm Thomas Dixel in Nachfolge seines Vaters die Leitung der Formsammlung. In diesem Jahr erwarb die Stadt Braunschweig zur Ergänzung der Bestände auch die Privatsammlung Walter Dixels. Thomas Dixel fand in der Formsammlung vor allem Gefäßformen des 16. bis 18. Jahrhunderts

aus dem deutschsprachigen Raum vor, die der These Walter Dixels von der ununterbrochenen und ununterbrechbaren Kontinuität einer Form innerhalb eines Kulturkreises entsprachen. In den folgenden Jahrzehnten erweiterte Thomas Dixel sowohl durch seine Sammlungstätigkeit wie durch seine Veröffentlichungen das Konzept der Formsammlung. Ausgehend von den bestehenden Formreihen bereicherte





te er die Sammlung – und damit eben auch die inhaltliche Ausrichtung – im Wesentlichen um drei neue Abteilungen: antike und außereuropäische Gefäßformen sowie zeitgenössische Formen der Industrie.

1982 erhielt die Formsammlung mit der Unterbringung in der „Gerloffschen Villa“ in Braunschweig einen neuen, nun eigenen Ort. 2002 allerdings musste die Einrichtung aus Gründen der Haushaltskonsolidierung geschlossen werden; die Objekte wurden im Städtischen Museum magaziniert. Die Zeit dieses Interims nutzte und nutzt man, die Sammlung wissenschaftlich zu bearbeiten – neben dem Glasgerät vor allem die Arbeiten aus Metall, die nun in einer Auswahl im Städtischen Museum Braunschweig bis zum 15. Januar gezeigt werden. Neben Leuchtern, Kannen, Krügen, Schalen, Schüsseln und Mörsern von der Antike bis ins 19. Jahrhundert sind dies auch Industriefertigungen nach Entwürfen von Josef Hoffmann, Jens H. Quistgaard, Wilhelm Wagenfeld und Carl Hugo Pott. Bislang unbekannt war die umfangreiche Sammlung historischer und moderner Bestecke in der Formsammlung.

Gefäße aus Metall nehmen aufgrund der schwierigen Gewinnung des Materials wie aber auch wegen der komplizierten Verarbeitung durch das Gießen, Treiben oder Ziselieren innerhalb der Gebrauchsgerätypen eine Sonderstellung ein. Neben der Funktionalität spielte auch die Repräsentation des Gerätes, das zumindest bis ins 18. Jahrhundert hinein höchst kostbar war, eine wichtige Rolle. Die Repräsentation erfolgte aber weniger durch ornamentalen Schmuck, als vielmehr durch die Materialität an sich. Somit handelt es sich meist um vermeintlich schlicht gestaltetes, zeitloses Gerät, welches aus Metall gefertigt wurde. Heute haben wir leider oft genug verlernt, das Material eines Objektes aus Bronze, Messing, Kupfer, Zinn oder Eisen zu schätzen. Das Studium der handwerklichen Spitzenleistungen vergangener Jahrhunderte an Objekten aus der Formsammlung mag unser Bewusstsein hier schärfen. Die zeitlose Eleganz gepaart mit der hohen Funktionalität der Kunstwerke ist bis heute eine wichtige Anregung für Industriegestalter. Insofern ermöglicht die Ausstellung nicht allein einen Einblick in die Geschichte der Gebrauchsform aus Metall anhand von Formenreihen, sondern das genaue Betrachten des Einzelobjektes schärft unser Urteil auch gegenüber dem zeitgenössischen Kunsthandwerk und Design. So wurde mit der Gründung der Formsammlung nicht nur ein Institut zum Studium der Geschichte und Problematik der Gefäßform aufgebaut, sondern die Sammlung wirkte vor allem geschmackserzieherisch – eine Aufgabe, der sie auch heute immer noch gerecht werden kann.

Zur Ausstellung liegt ein Bestandskatalog vor, der erstmals die gesamten Bestände an Metallgerät aus der „Formsammlung Walter und Thomas Dixel, Braunschweig“ vorstellt (Preis 29,80 €).

Die Ausstellung „Die gute Form einst und jetzt – Metallgerät der Formsammlung Walter und Thomas Dixel, Braunschweig“ ist vom 13. November 2005 bis zum 15. Januar 2006 im Städtischen Museum Braunschweig, Am Löwenwall zu sehen. Öffnungszeiten: Di – So: 10 – 17 Uhr, Eintritt frei.

Fotos: Städtisches Museum Braunschweig

Betrachtungen eines Zugereisten

Heimat erfahren, bewahren, gestalten

Für die einen ist Heimat ein antiquierter Begriff ohne Inhalte und Werte, für andere ist Heimat von tiefer persönlichkeitsprägender Bedeutung. Selbst bin ich auf Letzteres eingestellt.

1974 kam ich mit meiner Familie in den Raum Braunschweig. Zu der Zeit hatten wir drei Kinder, eines ist dann 1977 noch in Braunschweig geboren. Meine Frau stammt aus Niedersachsen, aus einer Bauernfamilie des Artlandes bei Bersenbrück. Selbst komme ich aus dem Landkreis Kolberg-Körlin in Ostpommern, wo meine Eltern ebenfalls einen landwirtschaftlichen Betrieb hatten. Beide, meine Frau und ich sind boden- und naturverbunden aufgewachsen und auch geblieben. Deshalb haben wir ein besonderes Verständnis für heimatliche Werte und Betrachtungen des Braunschweiger Raumes, in dem wir nun schon 30 Jahre leben. Berufsbedingt kam ich 1974 aus der Nähe von Bad Homburg v.d.H. nach Braunschweig, wo ich in der Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft (FAL), Braunschweig-Völkenrode, weiterhin mit raum- und siedlungsstrukturellen Fragen befasst war. Dies vorab zum Verständnis des Blickwinkels meiner weiteren Betrachtungen.

In Braunschweig angekommen, nahm ich zunächst ein möbliertes Zimmer in Lamme und suchte von hier aus nach einer Bleibe für meine Familie. Die Wochenendfahrten von Braunschweig nach Bad Homburg und zurück waren recht aufreibend. So bemühte ich mich in der Woche jeden Abend, mir das Umland von Braunschweig anzusehen um mir klar zu werden, wo ich wohl wohnen möchte. 1974 war das nicht so ganz einfach. Es gab damals die Gebiets- und Verwaltungsreform. Der Stadt gelang es dabei, die Bevölkerung, die aus der Stadt in das Umland drängte um dort zu bauen, auf dem Verwaltungswege wieder einzufangen. Zahlreiche zuvor selbstständige Dörfer wurden eingemeindet, Bebauungspläne dieser Dörfer storniert.

Wir suchten ein Einfamilienhaus im Umland von Braunschweig. Städter waren weder meine Frau noch ich. Zu weit von der Arbeitsstelle sollte es nicht sein. – Das sind so Betrachtungen und Wünsche all derer, die in der Stadt arbeiten aber ländlich wohnen möchten. Was sucht jemand wie ich, der in einem ihm zunächst wenig bekannten Raum sesshaft werden möchte?

- Die Fahrten zwischen Arbeitsstelle und Wohnort sollten nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen.
- Geschäfte für die Grundversorgung sowie wichtige Dienstleistungseinrichtungen (Arzt, Apotheke, Post, Geldinstitut) sollten gut zu erreichen sein.
- Eine Grundschule sollte möglichst im Ort und fußläufig zu erreichen sein. Für weiterführende Schulen sollten geeignete Verkehrsverbindungen bestehen.
- Ein landschaftlich ansprechendes Wohnumfeld trägt wesentlich zum Wohlbefinden der Familie bei. Dies verbindet sich mit dem Wunsch nach Möglichkeiten für angenehme Spaziergänge in näherer Umgebung.
- Umweltbelastungen durch Verkehr, Staub und Lärm sollten möglichst gering sein.

In allen Bereichen eines Siedlungsraumes sind diese Wünsche nicht uneingeschränkt zu erfüllen. Die Notwendigkeit von Kompromissen ist unausweichlich. Von Familie zu Familie wird die Gewichtung hierbei unterschiedlich ausfallen.

Zunächst einmal war für uns entscheidend, in welchem Raum des städtischen Umlandes wir uns niederlassen wollten. Die Orte westlich von Braunschweig haben eine günstige Lage zur FAL. Der südliche Bereich war uns durch die dort unübersichtliche Verkehrsführung nicht sonderlich sympathisch, außer Wolfenbüttel.

Text von Dr. Arno Herms

Nur ist die tägliche Anfahrt zur FAL von dort aus etwas problematisch. Auf der sogenannten Westtangente von Braunschweig, die die Innenstadt verkehrsmäßig sehr entlastet, gibt es zu den Hauptverkehrszeiten morgens und abends nicht selten Staus.

Von der Landschaft sowie von der Lage und Gestaltung der Dörfer beeindruckt, wären wir gerne in die Randgebiete östlich von Braunschweig gezogen. Doch dann hätte ich jeden Morgen und jeden Abend ganz durch die Stadt fahren müssen. Für jeden Tag bedeutet das zwei Mal eine Stunde an Zeitaufwand, kam also von daher nicht in Frage. So sahen wir uns im nördlichen Bereich intensiver um. Letztlich kamen wir auf Groß Schwülper. Hier schienen uns wesentliche Wünsche – was den Weg zur Arbeitsstelle, was Einkaufsmöglichkeiten und Schule anbelangt – am ehesten erfüllt. Wir kauften ein fast fertiges Haus von jemandem, der aus beruflichen Gründen wegzog. Das Haus liegt in einem Neubaugebiet und hat eine Grundstücksgröße von 740 m². Viel lieber hätten wir ein, wenn auch älteres Haus, mit einer größeren Grundstücksfläche übernommen. So etwas zu finden braucht jedoch viel Zeit und die hatten wir nicht.

In Groß Schwülper fanden wir bald Kontakt zu zahlreichen Familien der „Ureinwohner“ wie auch der Hinzugezogenen. Kinder tragen viel dazu bei – über schulische Abläufe und Verbindungen – das Dorf und seine Umgebung kennen zu lernen. Durch zahlreiche Flüchtlinge, Vertriebenen und später Hinzugezogene entwickelte sich nach 1945 aus dem zunächst landwirtschaftlich geprägten Dorf ein Wohnstandort, ein bevorzugter Wohnstandort, mit allen hierzu notwendigen Einrichtungen. Leider wurden bei dem schnellen Wachstum, was die Entwicklung des Ortes betrifft, auch erhebliche Fehler gemacht. Grundsätzliche Fehler in der Raum- und Siedlungsstruktur

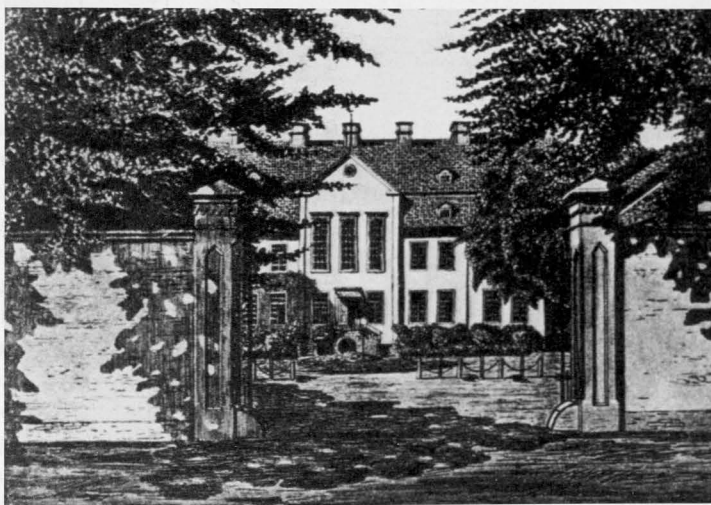
lassen sich später großenteils nicht mehr beheben oder nur noch mit sehr großem Aufwand abmildern. Wegen immenser Kosten und zahlreicher rechtlicher Schwierigkeiten unterbleiben derartige Versuche in der Regel. Es kommt für jeden Ort, für jeden Raum darauf an, die Entwicklungsmöglichkeiten und die daraus resultierenden Erfordernisse auf lange Zeiträume annähernd richtig einzuschätzen. Hierzu sind bei den politischen Vertretern gute Kenntnisse und Einsichten erforderlich, und darüber hinaus dann auch noch die erforderlichen Abstimmungsmehrheiten für die Entscheidungen. Die notwendige Sachbezogenheit bei den Entscheidungen wird in Dörfern – mehr als in Städten – durch die Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden gestört. – Als Mitglied im hiesigen Gemeinderat und Samtgemeinderat erfuhr ich, dass andere Ratsmitglieder interessierte, was ich – als Neubürger – wohl für ein persönliches Interesse an den Ratsmitgliedschaften habe. Die Frager konnten sich wahrscheinlich nicht so recht vorstellen, dass mein Mitwirken dem allgemeinen, dem öffentlichen Interesse galt und mich ausschließlich darüber berührte.

In Groß Schwülper gab es in früherer Zeit einmal ein Herrenhaus, hier meist „Schloss“ genannt. Eigentümer war die Familie von Mahrenholz. Von ihr bestand ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Paul von Hindenburg. Nach dem ersten Weltkrieg (1914-1918) verbrachte Paul von Hindenburg häufiger einige Tage in Groß Schwülper. Es heißt, er sei über einen längeren Zeitraum jedes Jahr einige Tage hier gewesen. So war dies auch der Fall, als er 1924 zum Reichspräsidenten gewählt wurde. Dazu gibt es hier die folgende Überlieferung: Der damals 12-jährige Sohn Edzard der im Schloss wohnenden Familie von Knyphausen soll mit dem Ausruf „Onkel Paul, Du bist Reichspräsident geworden“ gegen 24 Uhr, als die Stimmenausszählung beendet war, in dessen Schlafzimmer gestürzt sein. Von Hindenburg habe im Bett gelegen und nur gesagt „Dann ist es ja gut“ und habe sich in seiner Nachtruhe nicht weiter stören lassen.

Das Schloss in Groß Schwülper wurde 1966 von einem Makler für 90.000 DM gekauft. Dieser ließ für 130.000 DM den Dachstuhl reparieren und ein neues Dach aufbringen, konnte aber die Handwerker nicht bezahlen. Daraufhin wurde der Kaufvertrag mit dem Makler annulliert. 1971 kaufte die Gemeinde das Schloss mit dem Park und ließ 1972 das Gebäude abreißen. Das Abrissmaterial wurde großenteils in einen alten Okerarm gekippt, der bei der Begradigung des Flussbettes abgetrennt war. Einige der Materialien wurden von denen geholt, die davon gerade etwas gebrauchen konnten. 1975 sah ich, wie jemand ausnehmend schöne Bodenfliesen in seinen Kellerräumen verlegte. Auf meine verwunderte Frage erfuhr ich, dass diese aus der Eingangshalle des Schlosses stammten. Deckengemälde, die sich im Festsaal des 1. Stockwerks befanden, wurden von der Denkmalpflege abgetragen und befinden sich heute im Venussaal des Museums im Schloss Wolfenbüttel. Der Schlosspark (3,42 ha) mit seinem schönen alten Baumbestand wurde von der Gemeinde als Wohnbauland ausgewiesen und parzelliert. Einige der alten Bäume wurden gefällt, andere durch Ausschachtungen und Drainagen im Wurzelwerk beschädigt. – Die damals Verantwortlichen haben nicht bedacht, nicht erkannt, dass Groß Schwülper in kurzer Zeit enorm wachsen würde. Dieser Park



Die Dorfmitte von Groß Schwülper 1989, mit der Kirche, erbaut 1709 – 1711.



Das Schloss von der heutigen Schlossstraße aus gesehen (vor 1902)



Das Schloss mit dem Balkonanbau von 1902.



Das Deckengemälde (9 x 11 m) „Triumph der Venus“ in einem Muschelwagen, umgeben von 4 Amoretten (Kasein-Malerei auf Stuck), es befand sich im Festsaal des Schlosses Groß Schwülper.



Das Deckengemälde aus dem Schloss Groß Schwülper befindet sich heute im Museum im Schloss Wolfenbüttel, im Venussaal. Dieser Raum hat die gleichen Abmessungen wie der in Groß Schwülper, ist jedoch niedriger. Foto: Museum im Schloss Wolfenbüttel.



Das Schloss von der Parkseite gesehen, 1718 – 1723 an der Stelle eines früheren Gebäudes errichtet, von dem das massive Kellergeschoss erhalten blieb und den veränderten Erfordernissen angepasst wurde.

in der Mitte des Ortes hätte in seiner ursprünglichen Form bedeutende Funktionen hinsichtlich der Ortsgestaltung und der Naherholungsmöglichkeiten bekommen können.

Heute haben wir in Groß Schwülper einen Schlossplatz, eine Schlossstraße, eine Schlossapotheke, einen Schlosskrug, einen Schlossteich und einen Schlosspark, der den Namen nicht verdient. Nur, ein Schloss haben wir nicht mehr. Die Sichtweise des damaligen Gemeinderates erscheint eingeeengt und auf den Augenblick bezogen. Zu dem Begriff Heimat gehört ein Bekenntnis zur Geschichte. Dieses verdeutlicht und überträgt sich nicht so sehr durch Literatur wie durch gestaltende Bauwerke und Landschaftselemente.

In Groß Schwülper ist neben zahlreichen Investitionen im geschäftlichen Bereich im Rahmen des Ausbaus der Infrastruktur ein neues Veranstaltungsgebäude entstanden. In diesem Zusammenhang wurde das älteste noch bestehende ehemals landwirtschaftliche Gebäude des Dorfes von der Gemeinde mit erheblichem Aufwand großzügig restauriert und als sogenanntes Dorfhaus in den Veranstaltungsbereich einbezogen. Mit dem Neuen verbindet sich hier etwas Ursprüngliches.

Die heutigen Ratsmitglieder der Gemeinde Schwülper, zu der die Ortschaften Walle, Lagesbüttel, Rothemühle und Hülperode gehören, haben es leichter, sich vorzustellen, was für die weitere Entwicklung der Gemeinde erforderlich ist und sie haben auch entsprechende Schlussfolgerungen daraus gezogen. Dass Anpassungsmöglichkeiten im Ortszentrum nur zum Teil genutzt sind und Erweiterungsmöglichkeiten für die Schule nicht vorgehalten wurden, ist nun nicht mehr zu ändern. Solche Fehler sollten sich auf anderen Gebieten, wie beim innerörtlichen und dem regionalen Verkehr, dem Natur- und Landschaftsschutz sowie den Erweiterungs- und Anpassungsmöglichkeiten von Gewerbe und Versorgungsbetrieben nicht wiederholen. Dem dient ein gemeindliches Entwicklungskonzept, bei dem eine maximale Bebauung in diesem Raum angenommen und Erweiterungsmöglichkeiten für öffentliche Einrichtungen von anderen baulichen Nutzungen freigehalten werden. Das Schutzenschutzenswerter Natur- und Landschaftselemente sowie der Schutz von Wassereinzugsgebieten hat dabei Vorrang.

Ein Entwicklungskonzept ist keine Planung im landläufig verstandenen Sinne. Bei einem Entwicklungskonzept wird nicht festgelegt, was wann wo geschehen soll. Hier werden, ausgehend von der Annahme einer möglichen maximalen Entwicklung und Flächeninanspruchnahme, die für bestimmte Funktionen und Nutzungen geeignetsten Flächen ausgewiesen. Eine anderweitige Nutzung als vorgesehen sollte nicht in Frage kommen. Damit wird erreicht, dass Notwendiges später an geeigneter Stelle möglich ist und sich die verschiedenen Nutzungsformen nicht gegenseitig behindern und entwerten, wie z.B. Wohnbauten neben stark befahrenen Straßen. Der Zeitpunkt möglicher Nutzungsänderungen ist für die Raumordnung weniger von Belang. Dort, wo einmal möglicherweise eine Verkehrsstrasse erforderlich werden kann oder verbreitert werden sollte, ist in den Randbereichen bereits vorab darauf Rücksicht zu nehmen. Sogenannte Lärmschutzwälle sind eine hässliche Ausdrucksform unsachgemäßer oder bereits im Vorfeld fehlender Planung und Rücksichtnahme. Was sind schon 50 Jahre in einer Ortsentwicklung? Was jetzt raumstrukturell

m falsch gemacht wird, hat dauerhafte
id Auswirkungen.

Die Gemeinde Schwülper hatte – wie
überhaupt die Samtgemeinde Papen-
gleich, der sie angehört – in den letzten
Jahren einen langsamen aber stetigen
Zuzug von Bevölkerung zu verzeichnen,
bei einem Rückgang der Bevölkerungs-
zahl in Braunschweig. Ausgehend von
der Verkehrsanbindung und der gesam-
ten Infrastruktur ist zu erwarten, dass
sich dies längerfristig so fortsetzt. Hierfür
müssen weitreichende Vorkehrungen ge-
troffen werden. In das, was wir als Hei-
mat empfinden, werden wir nicht nur
passiv hineingeboren. Im Verlaufe un-
seres Lebens nehmen wir auch Einfluss
auf unser näheres und weiteres Umfeld.

Zum Gefühl heimatlicher Verbunden-
heit gehört neben funktionellen Erfor-
dernissen das Besondere, das Einma-
lige, das Einprägsame, das Großartige,
auch in kleinen, weniger in Erscheinung
tretenden Dingen. Dies erhält vor allem
in der Erinnerung, der Besinnung einen
Vorrang vor dem auf den Augenblick
begrenzten Nutzen. An das Besondere,
das Einmalige der Heimat erinnern wir
uns später. Das sind und bleiben unsere
Maßstäbe, mit denen wir unwillkürlich
alles, was uns später begegnet, in Bezie-
hung setzen. Mir geht es jedenfalls so
mit meiner pommerschen Heimat.

Als wir 1974 nach Groß Schwülper zo-
gen, war Braunschweig noch Zonen-
randgebiet. Durchgangsverkehr be-
schränkte sich im Wesentlichen auf den
Interzonenverkehr der Autobahn (A 2)
mit dem Grenzübergang Helmstedt/
Marienborn. Die Erlebnisse auf dieser
Strecke trugen nicht gerade dazu bei,
die Investitionsbereitschaft für diesen
Raum zu wecken und anzuregen. Die
Stadt bemühte sich, wissenschaftliche
Einrichtungen in größerer Zahl nach
Braunschweig zu bekommen. Nach
Öffnung der Zonengrenze siedelten sich
auch neue gewerbliche und industrielle
Betriebe in Braunschweig an. Die Stadt
hat es jedoch schwer, sich gegenüber
ihren nachbarlichen Konkurrentinnen
wie Hannover, Magdeburg und Wolfs-
burg zu behaupten. Mit Erfolg wurden
an verkehrsgünstigen Standorten Indus-
triegebiete ausgewiesen wie z.B. im Be-
reich des Hafens, der Hansestraße und
der Hamburger/Gifhorer Straße. Nur
sollten dann auch die Parkstreifen ent-



Ein von der Gemeinde restauriertes, ehemals landwirtschaftliches Gebäude in Groß Schwülper. Als sogenanntes Dorfhaus wird es heute von Vereinen und für Veranstaltungen genutzt.

lang dieser Straßen breit genug angelegt
sein für Lastzüge, die z.T. von weit her
kommen und hier Station machen, auch
für mehrere Tage.

Für die Beliebtheitsskala bei Investiti-
onsentscheidungen und persönlichen
Umzügen sind wirtschaftliche Standort-
entscheidungen sicherlich sehr maß-
geblich. Nicht zu vernachlässigen ist
jedoch auch der Wunsch, qualifizierter
Mitarbeiter von Betrieben und wissen-
schaftlichen Einrichtungen, angenehm
zu wohnen. Braunschweig hat günstige
Voraussetzungen für ein ansprechendes
Wohnumfeld. Wichtige Städte sind zu-
dem gut zu erreichen, nicht zuletzt aber
auch die Landschaften von Harz und
Heide. Qualitätsmerkmale für das nä-
here Wohnumfeld sind die Lage und
Erreichbarkeit von Versorgungsein-
richtungen, aber auch ein großräumiges
Abstimmen von natürlichen Land-
schaftselementen mit Verkehrseinrich-
tungen und den gewerblichen Anlagen.
Dies zu ordnen sind wichtige Aufgaben
im Vorfeld einer jeden raum- und sied-
lungsstrukturellen Planung.

Stadt und Umland haben ein enges
Geflecht von Wechselbeziehungen.
Braunschweig hat eine beeindruckende
Altstadt. Dies bestätigen viele Besucher,
die ich durch die Stadt führe. Was bald
nach 1945 drum herum gebaut wurde
und an Neubaugebieten entstand, ist
von der Planung wie von der Gestal-
tung nicht in jedem Falle von wün-
schenswerter Qualität. Sicherlich kam
es zu der Zeit sehr darauf an, schnell

Wohnraum zu schaffen. Zudem waren
die finanziellen Möglichkeiten sehr
begrenzt. Es erhebt sich jedoch nun
die Frage, was hier langfristig und wie
verbessert werden kann. Mit Besorgnis
ist festzustellen, dass zahlreiche altein-
gesessene Geschäfte in der Innenstadt
aufgegeben werden oder bereits auf-
gegeben sind. Dies tut einer Stadt wie
Braunschweig ganz erheblich Abbruch.
Das Einkaufsverhalten hat sich insge-
samt verändert. Nur z.T. wird dies mit
teuren Parkmöglichkeiten und eifrigen
Politessen in der Innenstadt zu begrün-
den sein. Möglicherweise lässt sich auch
bezüglich der Übersichtlichkeit der Ver-
kehrsführungen in der Stadt im Laufe
der Zeit einiges verändern.

Technische und ökonomische Entwick-
lungen richtig einzuschätzen und daraus
rechtzeitig die notwendigen raum- und
siedlungsplanerischen Schlussfolge-
rungen zu ziehen, ist eine der anspruchs-
vollsten und bedeutendsten Aufgaben
der Heimatpflege.

Abbildungsverzeichnis:

- Klose, Heinz: *Geschichtliches aus dem Kirchspiel Groß Schwülper*, Bd. I-IV. – Groß Schwülper, 1986-1994.
Band II, S. 102, Blick von der heutigen Schlossstraße aus.
Band II, S. 103, Deckengemälde „Triumph der Venus“.
Band II, S. 104, Das Schloss mit Balkonanbau.
Band II, S. 105, Das Schloss von der Parkseite gesehen.
Band IV, S. 365, Luftaufnahme, Groß Schwülper Dorfmitte.
MUSEUM im Schloss Wolfenbüttel, Postkarte, Venus-
saal mit Tafel.
Gartung, Jürgen: *Erhaltung eines denkmalgeschützten Fachwerkhäuses in Groß Schwülper*. – Braunschwei-
gische Heimat, H. 2, 2001.

Julius de Lattin – Ein Professor auf Abwegen

Eine biografische Skizze

Text von Uwe Lammers M. A.

Gelegentlich entdeckt ein Historiker bei Recherchen in der Vergangenheit Menschen, die von der Zeit schier verschlungen worden sind. In diesem Fall, besonders dann, wenn es sich um rätselhafte Schicksale aus der Zeit des Nationalsozialismus handelt, erwacht bisweilen der Ehrgeiz, mehr über diese Personen herauszufinden.

Einer dieser vergessenen Menschen war Julius de Lattin.

Die Suche nach ihm begann im Jahr 2000 mit einer lapidaren Eintragung im *Catalogus Professorum* der Technischen Universität Braunschweig, also dem gedruckten Nachschlagewerk über alle hiesigen Lehrkräfte der Zeit zwischen 1877 und 1945. Der Eintrag lautete:

Lattin, Julius de 1926-1933

*?+?

Lektor für französische Sprache

Lektor 1926, 1933 Zulassung entzogen aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“

Sonstiges: Nachfolger von A. Raymann

Vorlesungen: Französische Sprache für Anfänger, Französische Sprache für Geübtere
Nachweise: Akten: AI:113 (UA), sonst VV!

Das war gewissermaßen überhaupt nichts.

Einen Biographiehistoriker wie mich faszinieren solche „unbeschriebenen Blätter“. Wo es wenig bis nichts an Informationen gibt, gilt es meist ein Leben aus der Versenkung hervorzuholen, dem Vergessen zu entreißen. Der Weg dorthin ist stets steinig und voller Überraschungen, aber wie schon im Falle des Stimmlektors Friedrich August Möbius² erwies sich bei dem Sprachenlektor Julius de Lattin der Aufwand als durchaus lohnend.

Die Fragen, die sich anfangs stellten, lauteten etwa folgendermaßen: stimmt das, was dort im *Catalogus Professorum* geschrieben steht? Ist das ein „ty-

pischer“ Lebensverlauf, die „typische“ Karriere für jemanden, der den Nationalsozialisten ungelegen war und deshalb aus seinen Ämtern entfernt wurde? War er vielleicht ein Sozialdemokrat? Ein Jude? Oder ist das eine verzerrende Angabe, sieht die Wirklichkeit ganz anders aus? Was war das für ein Mensch, dieser Julius de Lattin mit seinem französisch klingenden Namen? Alleine damit fiel er ja auf.

Niemand konnte es mir sagen. Also galt es, den Weg selbst zu finden.

Der übliche Weg, um an biografische Daten von Personen zu gelangen, die an der Technischen Hochschule zu Braunschweig tätig waren, ist der Gang zu den zuständigen Archiven. Das sind einmal das Universitätsarchiv im Neubau der Universitätsbibliothek Braunschweig, zum zweiten das Niedersächsische Staatsarchiv am Rande von Wolfenbüttel.

Im Universitätsarchiv existierte keine Akte über Julius de Lattin.

In Wolfenbüttel am Forstweg sah das zum Glück anders aus. Im Bestand 12Neu, der die übernommenen Unterlagen über Hochschullehrer bis 1945 aus dem Aktenkorpus des aufgelösten Braunschweigischen Staatsministeriums enthält, konnte sowohl eine Personalakte³ als auch eine sogenannte „Lektorrenakte“ gefunden werden, in der sich Teile seiner dienstlichen Korrespondenz erhalten hatten.⁴

Beide Akten, die einander chronologisch (lückenhaft indes) ergänzten, lehrten den neugierigen Geschichtsdetektiv das Staunen und gaben dem unbekannten Julius de Lattin seine zum Teil recht abenteuerliche Lebensgeschichte zumindest in Ansätzen zurück. In der Tat wich sie *gravierend* von dem ab, was bisher bekannt war, stellte die ursprünglichen Informationen gewissermaßen sogar auf den Kopf.

Die Wirklichkeit sieht nämlich in etwa wie folgt aus:

Julius Florentinus Johannes de Lattin wird am 31. Oktober des Jahres 1889 in Antwerpen geboren. Seine Eltern sind der Fabrikbesitzer, Bühnenschriftsteller und spätere Intendant des Königlich Flämischen Schauspielhauses in Antwerpen, Seraphinus Franciscus Gustav de Lattin sowie Josephina Catherina de Lattin, geb. Neuhardt.

De Lattin gibt in dem Fragebogen vom 11. August 1933 an, in Antwerpen acht Semester Architektur studiert zu haben, dazu drei Semester Kunstakademie und die höhere Fachschule (Technikum). Nachweise in Form von Zeugnissen fehlen indes. Ergänzt wird diese Bildung durch zwei Semester Philosophie und Psychologie. Die Abschlussprüfung als Geometer findet am 10. Mai 1910 statt, die Urkunde wird am 14. Mai 1910 ausgestellt.⁵ Sein Architekturstudium beendet der junge Flame mit dem Kriegsexamen im April 1915.

1916 entsteht die „unter deutschen Auspizien gegründete“ flämische Hochschule in Antwerpen. Hier findet Julius de Lattin seine erste Anstellung, laut ebenfalls nicht urkundlich belegter Auskunft ist er hier Professor für Philosophie und Psychologie der Architektur.⁶ Sein Berufsglück ist aber von kurzer Dauer: bereits 1919 löst die belgische Regierung die Hochschule auf und entlässt alle Lehrkräfte.

De Lattin, der inzwischen mit der 29-jährigen Fanny Hortentia Regina Carolina Moortgat verheiratet ist und mit ihr einen Sohn hat, ein weiteres Kind ist auf dem Weg, verlässt das nunmehr wieder neutrale Belgien. Er folgt dabei seinem Schwiegervater Anton Moortgat, der bereits im Staate Braunschweig untergeschlüpft ist und hier als „flämischer Flüchtling“ gilt.

Ob Julius de Lattin und seine Familie zur Auswanderung gezwungen werden, lässt sich nicht einwandfrei sagen. Es ist allerdings nach den Worten seiner Tochter Jutta nicht unwahrscheinlich:

zusammen mit seinem Schwiegervater Anton Moortgat, später Moortgat-Pick, hat er sich als deutschfreundlich verstanden und geholfen, mit Schriften gegen die deutschfeindliche Gräuelpropaganda vorzugehen, die von den Alliierten während des Ersten Weltkrieges verbreitet wurde. In einer Nachkriegsumosphäre, die allgemein und mit gutem Grund sehr gegen die Deutschen eingestellt war, ist unschwer zu erraten, dass Freunde des Deutschen Reiches in Belgien nicht mehr gut gelitten waren.

Die kleine Familie verlässt also Belgien und ersucht im Deutschen Reich um Asyl. Dabei plant Julius de Lattin offenbar schon langfristig, nicht mehr zurückzukehren: Am 12. Juli 1922 werden Julius de Lattin, seine Frau, der Sohn Gustav und die in Wolfenbüttel geborene Tochter Nora hier in Wolfenbüttel eingebürgert.⁷

Hier folgt nun die erste zeitliche Lücke.

Bis Mitte des Jahres 1925 liegt das Leben der flämischen Exilanten weitgehend im Dunkeln. Nur, dass de Lattin etwa bis 1924 im *Landes-Domänenamt* gearbeitet hat und dann aufgrund allgemeinen Personalabbaus bei den Staatsbeamten ebenfalls entlassen wurde, ist aktenkundig.

Aufgrund eigener Bemühungen, so scheint es, gelingt es ihm danach, in zweifacher Hinsicht eine feste Stellung zu erreichen. Irgendwann zwischen 1924 und 1925 wird Julius de Lattin bei der *Braunschweigischen Landesbrandversicherungsanstalt* angestellt (diese Bezeichnung hat sie erst 2001 abgelegt, heute ist sie Teil der Öffentlichen Versicherung). Und mit der Verfügung VI 1037/25 vom 20. Oktober 1925 ernannt der Braunschweigische Minister für Volksbildung den 35-jährigen Flamen, der inzwischen dreifacher Vater ist und sich in chronischen Geldnöten befindet, zum Lektor für französische Sprache.⁸

Man begreife: dies ist nichts anderes als ein reiner Notbehelf

Zudem handelt es sich weder um das, was er möchte – schließlich ist er Architekt! – noch um etwas, das ihn langfristig am Leben zu erhalten vermag,

geschweige denn seine Familie. Denn als Lektor erhält man nur Gebühren von den Teilnehmern der Kurse, deren Zahl sehr unstet bleibt. Dies ist kärglich genug. Julius de Lattin möchte darum unbedingt wieder in seinen erlernten und angestammten Beruf zurück, nicht aufgrund seiner einstigen Nationalität eine Fremdsprache unterrichten. Dafür ist er eigentlich gar nicht qualifiziert.

So, wie es gegenwärtig ist, befindet er sich buchstäblich auf beruflichen Abwegen.

Händeringend versucht der exilierte Flame, über das Reichsministerium des Innern in Berlin Unterstützungsgelder in Anspruch zu nehmen. Doch dafür kommt er etwa zwei Jahre zu spät, wie der Oberregierungsrat Löwenthal am 17. November 1925 erläutert.

In einem Schreiben an die Braunschweigische Gesandtschaft heißt es in Paraphrase, er könne in der Sache nichts tun, „da ihm für derartige Zwecke keinerlei Mittel zur Verfügung ständen. Bis Herbst 1923 sei das möglich gewesen, da dem Reichsministerium des Innern bis dahin die Abwicklung der ehemaligen Zivilverwaltung in Belgien obgelegen habe. Nunmehr ständen aber keinerlei Mittel mehr zur Verfügung und das Reichsministerium... könne daher tatsächlich nichts weiter für die vertriebenen Flamen tun als sich für sie erforderlichenfalls an anderen Stellen verwenden.“

Vom Bund der *Auslandsdeutschen* kommt eine ähnlich lautende Antwort, zumal deswegen, weil er sich nur für Auslandsdeutsche im Ausland verwenden könne, und Julius de Lattin und sein Schwiegervater nun einmal im Inland aufhielten.

Alle weiteren Versuche, es werden etwa zwei Dutzend Vermittlungsversuche für ihn und seinen Schwiegervater Anton Moortgat-Pick verzeichnet, deren Fäden bis nach Greifswald, Berlin und Frankfurt am Main reichen, alle diese Versuche verlaufen im Sande. Es ist nichts zu machen, kein Posten für einen Architekten in Sicht. Es ist naheliegend, das Julius de Lattin auch an der Technischen Hochschule zu Braunschweig entsprechende Vorstöße in der Fakultät für Architektur gemacht hat, sie sind aber nicht aktenkundig und

deswegen vermutlich gleichfalls negativ beschieden worden.

Man kann jedenfalls nicht davon ausgehen, dass Julius de Lattin, der nach Auskunft der Polizeidirektion Braunschweig vom 7. April 1926 „als Bürogehilfe in der technischen Abteilung der Landesbrandversicherungsanstalt beschäftigt“ ist, mit dieser Aushilfstätigkeit sonderlich zufrieden ist, die seinen Qualifikationen nicht im Mindesten entspricht. In den Akten kann man den Hinweis auf anhaltende Verschuldung entdecken, unter anderem die Angabe zahlreicher verpfändeter Wertgegenstände. Julius de Lattin und seine Familie haben wirklich nichts, weswegen man sie beneiden könnte, und eine Rückkehr nach Belgien würde ihre Lage nicht im Mindesten bessern. Sie arrangieren sich also mit den Verhältnissen und warten darauf, dass es besser wird.

In den Jahren 1926 bis 1928 findet man Julius de Lattin im *Stahlhelm*, der Organisation ehemaliger Armeeangehöriger des Ersten Weltkriegs.

Im ersten Moment ist das plausibel, wenn man in den Akten in Julius de Lattins Briefen Passagen wie die Folgende findet, wo er 1935 gegenüber dem Braunschweigischen Ministerpräsidenten Dietrich Klagges – reichlich nervös – ausführt: „Die Bluts- und Rassenverbundenheit des flämischen Stammes mit dem deutschen Volke führten dazu, dass ich mich, meine Ideale folgend (sic!), im Weltkrieg auf deutscher Seite (sic!) stellte und im Oktober 1918 mit Genehmigung der kaiserlichen Regierung nach Deutschland übersiedelte.“ An den Braunschweigischen Finanzminister fügt er am 13. September 1935 noch hinzu: „Als Angehöriger des niedersächsischen Stammes der Flamen habe ich während des Weltkrieges nicht nur um die Freiheit dieses Stammes gekämpft, sondern habe gleichzeitig aufklärend für Deutschland gewirkt, als die Entente und die belgische Geistlichkeit die Kriegsgreuelmeldungen unter die flämischen (sic!) Bauern brachte in der Hoffnung, diese zu Unbesonnenheiten zu veranlassen...“

Das klingt sehr kriegerisch, sehr heroisch.

Dummerweise befindet sich Julius de Lattin in Deutschland, einem überaus penibel bürokratisierten Land, und so

liegt denselben Ministern, denen er das schreibt, auch nach Rückfrage an die Ministerialverwaltung Lattins Fragebogen vom 11. August 1933 vor, den jeder an der Hochschule angestellte Lehrer, sei er Professor oder nur Lektor, auszufüllen hatte. Und hier schrieb de Lattin auf die Frage „Waren Sie Kriegsteilnehmer?“ unmissverständlich: „Nein!“

Was also machte Julius de Lattin im *Stahlhelm*? Mit einer soldatischen Vergangenheit kann es nichts zu tun haben. Allerdings hat der *Stahlhelm* sich ja in späteren Jahren nicht ausschließlich um Teilnehmer des Weltkrieges gekümmert, sondern auch zahlreiche soziale und karitative Ziele unterstützt, möglicherweise ist dies der Grund für Julius de Lattins Eintritt.

Die Antwort wissen wir im Detail jedenfalls nicht, dafür reichen die Daten nicht aus. Es ist eine der vielen Stellen im löchrigen Gewebe seiner spärlichen Biografie, wo uns das Dunkel der unaufgeklärten Geschichte anhängt und noch nachgebessert werden muss.

Es kann bisweilen nur Spekulation bleiben, aus welchem exakten Grund Julius de Lattin schließlich 1933 aus dem Dienst der Hochschule entlassen wird, doch lassen sich nähernde Hypothesen bilden, die der Falsifizierung harren: Zweifelsohne geschieht die Entlassung auf der Grundlage des berüchtigten „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ was auch zahlreichen anderen Lehrenden – insgesamt rund 20 % des TH-Lehrkörpers – zum Verhängnis wird. Insoweit stimmt die Angabe im Catalogus Professorum unstrittig. Doch im Gegensatz zu den meisten dieser Lehrenden, die entweder Sozialdemokraten oder Juden waren bzw. sonstwie missliebige Personen darstellten, die die Nationalsozialisten mangels des richtigen Parteibuches entfernen wollten, liegt bei Julius de Lattin die Sache nicht so einfach.

Julius de Lattin gehört nach Aussage der NSDAP-Kreisleitung Wolfenbüttel „seit dem 18. Juli 1932 der N.S.D.A.P. an. Er hat sich immer als ein überzeugter Nationalsozialist gezeigt. Ebenfalls erzieht er seine Kinder im kerndeutschen und nationalsozialistischen Sinne. Seine... Vergangenheit ist hier bekannt und entspricht

der Wahrheit. Politische Bedenken bestehen gegen ihn nicht. Falls es möglich sein sollte, dem Antragsteller (Julius de Lattin) eine seinen Möglichkeiten entsprechende Stellung verschaffen zu können, würden wir uns freuen.“

Diese Aussage wird in einem Schreiben der NSDAP-Kreisleitung vom 21. Mai 1935 aktenkundig.

Irritation beim Geschichtsdetektiv, der über den Akten brütet. Dies kann ja wohl irgendwie nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Auch wenn der Flame aus opportunistischen Gründen übertrieb und er dem Regime vielleicht kritischer gegenüberstand, als es diese Worte ausdrücken, bleibt es doch ein Mirakel: die nationalsozialistische Regierung entlässt Julius de Lattin aus der Hochschule? Und zwei Jahre später verwenden sich Nationalsozialisten für den Nationalsozialisten de Lattin, um ihm die Wiedereinstellung zu ermöglichen? Die Verwirrung bleibt.

Übliche Raster der Geschichtsanalyse werden hier offenkundig außer Kraft gesetzt. Man kann wohl kaum davon sprechen, dass de Lattin ein „Regimegegner“ gewesen sei und man ihn deshalb entlassen habe. Und von *Protektion* aufgrund Eintritts in die Partei kann hier gleichfalls nicht die Rede sein. Ein exemplarisches Beispiel für diese Art der Karriereförderung wäre etwa der Geograph und Schriftsteller Ewald Banse in Braunschweig.⁹ Eine weitere unangenehme Frage beginnt zu bohren: wenn Julius de Lattin so „überzeugter Nationalsozialist“ war, weshalb hat man ihn dann überhaupt erst entlassen?

Eine mögliche Erklärung findet sich in seinem beantworteten Fragebogen vom 11. August 1933. Hier ist alles relativ unverfänglich, aber vielleicht stolpert der Flame über die manische Besessenheit der Nazis für Ahnenkunde. Denn hier gibt de Lattin zwar freimütig die Daten seines Vaters und seiner Mutter wahrheitsgemäß an, fährt dann aber bei den Großeltern fort: „Beruf, Geburt und Todesdatum meiner Großeltern sind mir nicht bekannt. Sterbeort ist Antwerpen. Religion der Großeltern aber katholisch.“

Für misstrauische Beamte ist das sicherlich nicht hinreichend, zumal die

Religion alleine nichts aussagt. Noch schlimmer wird es im nächsten Absatz, wo es heißt: „Beweismittel über die Abstammung“. Hier kann Julius de Lattin nur angeben: „keine!“

Es ist vermutlich nicht zu weit hergeholt, wenn man spekuliert, dass dies jener Passus war, der ihm letztlich das Genick gebrochen hat und zum Ende seiner Hochschulkarriere führte. In Ermangelung weiterer Informationen ist dies jedoch nur eine vorläufige Hypothese, die der Erhärtung durch weitere Archivalien harrt.

De Lattins kurz vorher erfolgter schriftlicher Appell an den Braunschweigischen Ministerpräsidenten (4. Mai 1935), in dem er sich unter anderem auf den verstorbenen Reichspräsidenten Hindenburg beruft (!), macht die Angelegenheit auch nicht einfacher, sondern eher noch mysteriöser. Was soll man davon halten, wenn er erklärt, „dass Sie (Klagges) alle Auskünfte über meine Person bei der Reichspräsidentenkanzlei einholen können, da der verstorbene Reichspräsident von Hindenburg sich mehrmals für mich eingesetzt hat...“? Außer Julius de Lattins Erwähnung gibt es hier für nicht den geringsten Hinweis.

Ebenso sind seine Äußerungen in einem Brief an das Ministerium vom 31. Mai 1935 eher geeignet, Verwirrung zu stiften als Klarheit in seine Biografie zu bringen. Hier schildert Julius de Lattin seine Fähigkeiten – zweifellos in dem Bemühen, als möglichst qualifiziert zu erscheinen und vermittelbar zu werden. Unter anderem heißt es hier: „Wissenschaftlich beschäftige ich mich speziell mit der Philosophie der Architektur und habe in 15-jähriger Arbeit ein ‚System der Architektur‘ im Rohbau fertiggelegt (sic!), mit dessen Ausarbeitung ich jetzt angefangen habe, und das ich im nächsten Jahr zu veröffentlichen gedenke.“

Als Künstler hatte ich in der früheren Heimat einen guten Ruf. Waren mir doch die Innenausstattung des im Kriege teilweise zerstörten Schlosses Savelkoul bei Antwerpen, ebenso wie auch der Wiederaufbau der durch die Beschießung Antwerpens niedergelegten Stadtteils in der Innenstadt anvertraut worden. Auch habe ich für die königlich Flämische Schauburg verschiedentlich die Entwürfe für Kostüme und Bühnenausstattung gezeichnet, so für die klassische

ch. Tragödie ‚Oedipus‘ und ‚Medea‘ und für die
tz. byzantinische (sic!) Tragödie ‚Theodora‘.

in. Auf Wunsch kann ich verschiedene Ent-
würfe für Innenausstattungen und Möbel
vorlegen, die meine Fähigkeiten... mehr als
Worte klarlegen...“

as. Er erscheint als ein vielseitiger Mann,
de. der entwurzelte Julius de Lattin, der
r. nun vier Kinder zu ernähren hat. Belege
ist. für all seine Behauptungen hat er indes
o. nicht vorzubringen, sie bleiben lediglich
re. Worte, die man gründlich kontrollieren
müsste. Zugleich aber tritt dem For-
schenden hier aus den Aktenüberliefe-
rungen eine Person entgegen, die sich
beharrlich weigert, die Realität so wahr-
zunehmen, wie sie sich darbietet. Das
m. kann man besonders deutlich mit einer
si. Aussage demonstrieren, die de Lattin
ht. am 16. Oktober 1935 gegenüber dem
n. Braunschweigischen Finanzministerium
er. macht. Hier heißt es, dass die Ausstel-
er. lung eines Arbeitsbuches, wozu ihn die
fte. Braunschweigische Staatsbank drängt,
al. einen großen Nachteil darstellte. Er be-
me. gründet dies wie folgt:

tr. „Da ich meine Tätigkeit bei der Landes-
u. brandversicherungsanstalt nur als eine Not-
r. beschäftigung auffasse und... als Architekt
bereits meine Eingliederung in die Reichs-
in. kammer der bildenden Künste beantragt
m. habe, so würde die Ausstellung eines Arbeits-
ir. buchtes meine Absichten... durchkreuzen.“

3i. Nun, zu diesem Zeitpunkt arbeitet Ju-
us. lius de Lattin seit zehn Jahren bei der
os. Landesbrandversicherungsanstalt. Dies
fi. ist mit Gewissheit keine „Notbeschäf-
zu. tigung“ mehr, sondern eine dauerhafte
r. Anstellung. Aber noch immer träumt
zi. Julius de Lattin von einer Freiberuf-
nd. lichkeit in seinem angestammten Be-
ler. ruf, wiewohl die Aussichten dafür im-
er. mer trüber werden.

zu. Mit dem Jahre 1935 reißt die Akten-
Überlieferung schließlich ab. Das wei-
ei. tere Leben Julius de Lattins versinkt
die. für den recherchierenden Historiker
ise. im Dunkel der Geschichte, wenigstens
er. für einige Zeit.

er. Als die Spur im Jahre 2004 wieder
er. aufgenommen werden kann, stellt sich
ig. durch einen glücklichen Zufall heraus,
ich. dass der Wolfenbüttler Fotograf Wolf-
m. gang Lange die Familie einst persön-
he. lich kannte.

Durch dieselbe Quelle kommt zu Tage,
dass die entfernten Verwandten der
Moortgat-Linie zum Teil noch in Wol-
fenbüttel leben, so dass es ohne wei-
teres möglich ist, hier in absehbarer
Zeit die interessanten Spuren Anton
Moortgat-Picks, des Schwiegervaters
von Julius de Lattin zu verfolgen. Eben-
so faszinierend dürfte auch die Fährte
von Anton Moortgat-Picks Sohn Anton
Moortgat sein, der in Berlin schließlich
als namhafter Archäologe für die Max-
Freiherr-von-Oppenheim-Stiftung im
Orient unterwegs war und in der *Neu-
en Deutschen Biografie* nicht weniger als
eine ganze Seite füllt.

Solcherart auch in Kontakt mit Julius
de Lattins Tochter Jutta Schoelkopf ge-
kommen, kristallisierten sich in einem
intensiven Telefonat einige weitere
Informationen über ihren Vater her-
aus. Sie steuerte auch Informationen
zu diesem Aufsatz bei, desgleichen
einige Dokumentenkopien. Durch sie
wurde auch der Endpunkt dieses so
verwirrenden, weithin noch immer rät-
selhaften Lebens des Wahl-Wolfenbütt-
lers Julius de Lattin bekannt: er starb
dort, wo er wohnte, in seinem Haus
Am kurzen Holze 3, am 25. Mai 1954
um 21.30 Uhr im Alter von 64 Jahren.
Mutmaßlich wurde er in Wolfenbüttel
begraben.

Dass Julius de Lattin in den Jahren ab
1945 seinen langgehegten Wunsch,
freiberuflicher Architekt zu werden,
wenigstens teilweise noch erfüllen
konnte, dafür spricht eine Jugendstilvil-
la in Bonn, von der Frau Schoelkopf zu
berichten wusste. Es mag noch weitere
Gebäude geben, für die Julius de Lat-
tin verantwortlich zeichnet und vieles
andere, was es hier zu entdecken gilt.

Für heute soll der kurze Ausflug in die
Biografie eines unbekannten Menschen
beendet werden. Er demonstriert, wie
viel dicht unter der Oberfläche der
Welt verborgen schlummert, das es
wert ist, ausgegraben und beschrieben
zu werden. Viele Menschen sind tiefe
Brunnen, voll farbenprächtiger Erinne-
rungen und Geschichten, die schließ-
lich mit ihnen sterben und vergessen
werden, so sie diese nicht zuvor weiter-
geben. Ebenso verhält es sich mit ent-
sprechenden Akten, Tagebüchern und
Fotos, die zusammengekommen die
Vergangenheit sprechen lassen, wenn

man willig ist, zu lauschen und über die
Fähigkeit verfügt, die stummen Klänge
der Zeit hörbar werden zu lassen.

Ich bin gewiss, auch in Wolfenbüttel
gibt es noch viele derartige Zeugnisse,
die nur einer kundigen, geduldigen
Forscherhand bedürfen, um zu neuem
Leben erweckt zu werden. Lasst mich
davon wissen.

¹ Vgl. Bettina Gundler und Claudia Schüler:
*Catalogus Professorum der Technischen Universi-
tät Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig*,
Teil 2: Lehrkräfte 1877 – 1945, Beiträge zur
Geschichte der Carolo-Wilhelmina Bd. IX,
in der Schriftenreihe: Schriften des Braun-
schweigischen Hochschulbundes e. V. Hrsg.
im Auftrage des Archivbeirates von Karl
Gerke, Braunschweig 1991, S. 151f.

² Vgl. Aufsatz „Friedrich August Möbius –
Der Stimmenzauberer“, in: *Braunschweigische
Heimat Nr. 1/2003*, S. 16 – 18.

³ Vgl. NStA WF, Personalakte Julius de Lat-
tin, Sign. 12 Neu 13, Nr. 25884.

⁴ Vgl. NStA WF, Lektorenakte, Sign. 12 Neu
16, Nr. 98. Die Informationen entstammen,
sofern nicht anders angegeben, diesen bei-
den Akten.

⁵ Vgl. das belgische Diplom mit Datum vom
10. und 14. Mai 1910. Die Kopie wurde
freundlich zur Verfügung gestellt von Jutta
Schoelkopf, geb. de Lattin.

⁶ Der Titel „Professor“ ist nach Auskunft
des französischen Historikers Boris Klein
im belgisch-französischen Sprachgebrauch
anders benutzt als im deutschen. Hier be-
zeichnet ein „Professor“ („Professeur“ im
Sprachgebrauch der Franzosen) lediglich
den Titel und die Erlaubnis, als Lehrer im
Staatsdienst tätig zu sein.

⁷ Vgl. die Einbürgerungsurkunde, Tgb.-Nr.
15060/38. Die Kopie wurde freundlich
überlassen von Jutta Schoelkopf, geb. de
Lattin.

⁸ Vgl. hierzu kursorisch: Uwe Lammers:
„Dunkle Vergangenheit – Wissenschaftlerkarri-
eren in der kulturwissenschaftlichen Abteilung
der Technischen Hochschule Braunschweig“, un-
veröffentlichte Magisterarbeit, 2002, S. 14.

⁹ Vgl. das Biografiekapitel „Ein Träumer von
Wüste und Rasse – Ewald Banse“, in: Uwe
Lammers: „Dunkle Vergangenheit...“, a. a.
O., S. 111 – 124.

Aus der Geschichte der historischen Burganlage

Die Burg Gebhardshagen

Text von Reinhard Försterling

Die Edelherren von Hagen sind seit 1129 bezeugt, die Burg wird um 1186 als *castro, quod appellatur Haghen* (Burg, die Hagen genannt wird) bezeichnet. Erste Nachricht über den bei der Burg entstandenen Ort gibt 1235 die Erwähnung des Pfarrers Heinrich von Hagen (Heinricus plebanus de Indagine). Es ist zwar nicht das „Gründungsjahr“ des Dorfes Gebhardshagen, wohl aber – nach Edelherren und Burg – das seiner ersten quellenmäßigen Erwähnung.

Die Burg Hagen war seit 1253 im Besitz der Grafen von Wohldenberg. Einer der Grafen benannte sich auch nach ihr. Wohl aus ihrer Hand kam die Burg und mit ihr das Dorf an die welfischen Herzöge. Es war kein erledigtes Lehen, sondern die Übernahme von Besitz eines freien Geschlechts. 1291 waren die Welfen Herren der Burg. Spätestens 1293 belehnte Herzog Albrecht II. die Ritter Gebhard und Ludolf von Bortfeld mit der Burg Hagen.

Zur Zeit der Herren von Bortfeld wurde der Name Hagen um den in ihren Familien häufigen Vornamen Gebhard erweitert. Vielleicht geschah dies, um das braunschweigische Hagen von den hildesheimischen Orten Nienhagen und Steinhagen zu unterscheiden, wo die Herren von Bortfeld ebenfalls Besitz hatten. Der neue Name Gebhardshagen bezog sich zunächst nur auf die Burg, das Dorf behielt bis ins 16. Jahrhundert hinein den alten Namen „Hagen“ bei.

Im 16. Jahrhundert wurde die Burg Gebhardshagen Amtssitz. Zunächst gehörte nur noch Engerode zum Amt Gebhardshagen; 1542 kamen Calbecht,

Lobmachersen und Leinde dazu und um 1647 Heerte. Dieser Amtsbezirk bestand bis 1807. Verwalter des Amtes war der Amtmann, der später gleichzeitig Pächter der Domäne war. Während des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) erlitten Burg und Dorf Gebhardshagen Schäden, danach wurde die Burg zeitgemäßer als Domäne geführt.

Herzog Rudolf August (1666-1704) schrieb erstmals das Amt und die landwirtschaftliche Domäne Gebhardshagen öffentlich zur Verpachtung aus. Der Meistbietende erhielt den Zuschlag. Erster Pächter von Amt und Domäne Gebhardshagen war im Jahr 1671 der Geheime Kammerrat und Kanzler Hermann Höpfner aus Kronstedt. Die Laufzeiten der Pachtverträge dauerten drei, sechs, neun oder zwölf Jahre; sie waren dem Rhythmus der Dreifelderwirtschaft angepasst. Bis zur „Westfälischen Zeit“ folgten als weitere Pächter u. a. Ernst August Greifenhagen, Heinrich Christoph Breymann und Levin Friedrich Ernst von Münchhausen. Aus dem Amt wurde während der Zugehörigkeit zum Königreich Westfalen ein Kanton und nach Wiederherstellung des Herzogtums Braunschweig wurde das Amt Gebhardshagen nicht wieder hergestellt, die betreffenden Dörfer kamen zum Amt Salder.

Die Domäne führte nach dem Tod von Amtmann und Domänenpächter Levin von Münchhausen im Jahre 1795 als erste Frau seine Witwe Charlotte Beate Eleonore von Münchhausen. Sie starb am 21. September 1831 im Alter von 72 Jahren. Als Pächter folgten im 19. Jahrhundert Karl Schwartz, Anton Hein-

rich Kuntzen, Eberhardt Carl Adolph Kuntzen und Adolf Kuntzen. Zur Produktionssteigerung wurden neue Ackerflächen gerodet, der Fruchtwechsel eingeführt, die Stallfütterung intensiviert und Kunstdünger eingesetzt. Nach einer Erhebung von Anton Heinrich Kuntzen für die Kreisdirektion Wolfenbüttel von 1856 bestellte die Domäne Gebhardshagen 793 Morgen Ackerland und hatte weitere 90 Morgen verpachtet, umfasste der Viehbestand 31 Pferde, 60 Kühe, 50 Schweine und 1.100 Schafe; 38 Personen waren auf der Domäne beschäftigt. Besonders der zunehmende Zuckerrübenanbau brachte Gewinn, zumal die Domäne Gebhardshagen Aktionator der 1857 in Barum gegründeten Zuckerfabrik wurde.

Zur Domäne Gebhardshagen gehören auch das „Gemälde mit dem Hund“ und die Erzählungen über seine Fähigkeiten und Taten sowie über die Entstehung und die Wirkung des Bildes, das einen großen braunweißen Hund, eine Mischung zwischen Bracke und Bernhardiner zeigt. Er hieß Perschmann. Es wird erzählt, er habe – mit einem Korb im Maul – die Post von Gebhardshagen nach Salder gebracht, und er rettete ein Kind aus dem Amtsteich. Das Bild hing im Vorsaal des Herrenhauses und später in der Wohnung des Domäneninspektors. Es durfte nicht von seinem Platz entfernt werden. Als dies beim Umbau des Vorsaales doch geschah, soll so lange Hundegebell erschollen sein, bis es wieder an seinem Platz hing. Auch hieß es, dass jemand stirbe, wenn das Bild abgenommen werde. Ein Domäneninspektor setzte sich über dieses Gebot hinweg, nahm



das Bild ab und verstaute es auf dem Boden. Kurz darauf starb er. Deshalb ließ sich die Familie seines Nachfolgers nicht dazu bewegen, das Gemälde wegzugeben.

Die Familie Kuntzen hatte die Domäne 60 Jahre bewirtschaftet, bevor am 18. Juni 1904 ein Pächterwechsel zu Amtmann Alexander Köster stattfand, der die Domäne 18 Jahre führte. Nach dem Ersten Weltkrieg, mit dem Ende der Monarchie in Deutschland, wurde aus dem Herzogtum der Freistaat Braunschweig. Herzogliche Domänen wie Gebhardshagen wurden konfisziert. Die strittigen Besitzverhältnisse zwischen dem Freistaat Braunschweig und dem Welfenhaus wurden 1926 geregelt. Letzteres erhielt das Gut Gebhardshagen zurück. Herzog Ernst August und Herzogin Viktoria Luise inspizierten es im August 1927.

Der Pachtvertrag von Alexander Köster war über die Revolutionszeit 1918/1919 bis zum Juli 1922 bestehen geblieben. Der Pachtzins betrug jährlich 17 000 Mark. Für 500 Mark Jahresmiete wurden ihm darüber hinaus ein Arbeiterwohnhaus, die sogenannte „Polenkaserne“, mit Garten und Feldscheune überlassen. Köster, der stets versuchte, den Gutsbetrieb auf dem neuesten technischen Stand zu halten, geriet nach Abschluss des neuen Pachtvertrages 1922 – viele Bieter hatten den Pachtzins in die Höhe getrieben – in finanzielle Schwierigkeiten. Er trat Anfang des Jahres 1929 die Domäne an die „Braunschweig G.m.b.H., Verwaltung von staatlichen Bergwerks- und Grundbesitz, Braunschweig“ ab, die das Gut bis zur Übernahme durch die Reichswerke im Jahre 1938 bewirtschaftete. Danach waren die Erzbergbau Salzgitter AG und die Salzgitter AG bzw. deren Tochterunternehmen Eigentümer des Gutes Gebhardshagen.

Das Gut musste einen großen Teil seiner Ländereien für den Industrie- und den Wohnungsbau abtreten. Im Jahre 1940 wurden auf den Gütern der Reichswerke die ersten Kriegsgefangenen eingesetzt und später weibliche Häftlinge aus dem Arbeitererziehungslager 21 in Halendorf. Nach der Einnahme der Stadt Watenstedt-Salzgitter am 10. und 11. April 1945 durch die Amerikaner galt es, zur Versorgung der Bevölkerung die landwirtschaftliche Produktion in Gang zu halten.

Die schwere landwirtschaftliche Arbeit wurde in den Nachkriegsjahren gern von Berufsfremden angenommen, da sie ihre Versorgungslage durch zusätzliche Lebensmittel wesentlich aufbessern konnten. Nach der Währungsreform 1948 besserte sich die Lebensmittelversorgung, und die Diebstähle auf den Feldern des Gutes Gebhardshagen verringerten sich. Erste kleinere Gewinne konnten für bauliche Veränderungen genutzt werden. So erhielt die Guts- und Gärtnerei 1949 ein neues Gewächshaus, und ein Jahr später wurde die große Scheune als Schafstall hergerichtet.

Der Prozess der Mechanisierung in der Landwirtschaft setzte sich in den 1950er Jahren auf dem Gut – wie überall in der Bundesrepublik – verstärkt fort. Das Gut entwickelte sich zu einem leistungsfähigen, durchrationalisierten Großbetrieb. Maschinen ersetzten zunehmend die menschliche Arbeitskraft. In den Nachkriegsjahren waren bis zu 180 Arbeitskräfte auf dem Gut beschäftigt; 1980 nur noch ein Inspektor, ein mitarbeitender Wirtschafter und sechs Schlepperfahrer. Aufgrund der Neuordnung des Salzgitter-Konzerns vom 26. Mai 1956 ging das Gut Gebhardshagen in den Besitz der Erzbergbau Salzgitter über. Bewirtschafter blieb, nunmehr als Pächter, die selbstständige Güterverwaltung Salzgitter GmbH. Im Jahre 1986 musste das Gut Gebhardshagen schließlich den Landwirtschaftsbetrieb einstellen, weil die Salzgitter AG sich bei Umstrukturierungsmaßnahmen von branchenfremden Unternehmen zu trennen begann.



Abb. oben:

Teil des Innenhofes des historischen Burggeländes mit Burgscheune und Tor-Pförtnerhaus.

Abb. unten:

Luftaufnahme der Burganlage Gebhardshagen, 1989, mit den ehemaligen Scheunen und Ställen im Vordergrund und dahinter die historische Burganlage mit Burgscheune, Torbogenhaus, ehemaligen Palas und Herrenhaus.

Abb. Seite 20:

Der Domänenhof um 1910, vorn Amtmann Köster, im Hintergrund das Herrenhaus.

Fotos: Stadtarchiv Salzgitter

04.09.1990



05.08.2005



Wandlungen 1989 – 2005

Eine Sonderausstellung im Zonengrenz-Museum Helmstedt

Text von Marita Sterly, Fotos von Bettina Akinro

Aus Anlass des 15. Jahrestages der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 2005 und des 16. Jahrestages der Grenzöffnung am 9. November 2005 präsentiert das Zonengrenz-Museum Helmstedt bis zum 29. Januar 2006 die Sonderausstellung „Wandlungen 1989 – 2005“ mit Fotografien von Bettina Akinro.

Die siebzehn Fotoserien der Ausstellung zeigen Motive aus dem ehemaligen innerdeutschen Grenzgebiet. Nach der Grenzöffnung war Bettina Akinro unterwegs, um mit der Fotokamera zu dokumentieren, wie es hinter dem Grenzzaun aussah. Im Abstand von einigen Jahren wurde dasselbe Motiv erneut aufgenommen, um so die Veränderungen seit der Grenzöffnung festzuhalten.

Auf diese Weise sind einmalige Bilderreihen entstanden, die den Besuchern Entwicklungen von Landschaft, Gebäuden aber auch von Details wie Schaufenstern oder Treppenstufen vor Augen führen.

Wo 1990 noch die Türme des Kraftwerks Harbke emporragten, ist heute leerer Horizont zu sehen, 1991 war die Mauer zwischen Döhren und Mackendorf noch bildfüllend, 2005 hatte die Fotografin Mühe, den alten Standpunkt für die Aufnahmen wiederzufinden.



1900



24.04.1995



15.08.2005



Die Verwandlung der Schlossanlage Hundisburg von einer verfallenden Ruine in ein Schmuckstück mit wiederhergestelltem Park ist ebenso zu sehen, wie die bemerkenswerte Metamorphose des Grenzturms an der Bundesstraße 1. Auch die Veränderungen der Orangerie im Schlosspark Harbke und der Klosteranlage in Marienborn werden gezeigt.

Bemerkenswert ist auch die Wandlung der Marienborner Orangerie von einem Friseursalon in ein Café. Das Telefonhäuschen in Weferlingen wurde nach der Grenzöffnung vollständig ausgetauscht, die Litfaßsäule daneben blieb durch die Jahre was sie war: In Beendorf konnte man gleich nach der Grenzöffnung noch eine aus der Vorkriegszeit stammende Zapfsäule für Benzin bewundern, bald darauf war sie verschwunden.

Die Bildfolgen sind bereits jetzt zu einmaligen Dokumenten des ehemaligen innerdeutschen Grenzgebietes und damit der deutschen Geschichte geworden.

Zonengrenz-Museum Helmstedt

Südtor 6

38350 Helmstedt

Tel.: 05351/121-1132

Fax: 05351/121-1627

Internet: www.Helmstedt.de

E-Mail: kreismuseum@landkreis-helmstedt.de

Öffnungszeiten:

Di. - Fr: 15.00 - 17.00 Uhr

Mi. auch: 10.00 - 12.00 Uhr

Do.: 15.00 - 18.30 Uhr

Sa. u. So.: 10.00 - 17.00 Uhr

Mo. geschlossen

Eintritt frei

1995



27.07.1997



07.06.1998



Die Ehrenmäler in Semmenstedt und Timmern

Text von Frank Beier, M.A.



Der Bürgermeister der Gemeinde Semmenstedt, Johannes-Dietrich Arbogast, und Ortsheimatpfleger, Frank Beier, besichtigen das sanierte Ehrenmal in Semmenstedt.
(Foto Joachim Rosenthal)

Eine 2004 gegebene Empfehlung des Kulturausschusses der Gemeinde Semmenstedt, die Ehrenmäler in Semmenstedt und Timmern zu sanieren, wurde vom Rat schnell in die Tat umgesetzt.

Beide Ehrenmäler wiesen witterungsbedingt starke Zerfallserscheinungen auf. So mussten die Sockel gesichert, die Ehrenmäler verfugt und gesäubert sowie beim Semmenstedter Ehrenmal die Schriftzüge nachgezogen werden.

Die zweibändige Semmenstedter Dorfchronik, 1962 von dem ehemaligen Präsidenten der Braunschweiger Staatsbank und Finanzminister des Landes Braunschweig, Dr. Werner Küchenthal, in Zusammenarbeit mit der ländlichen Erwachsenenbildung verfasst und herausgegeben, berichtet über die Einweihung des Ehrenmals am 2. Juli 1922.

Um die Erinnerung an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges aufrecht zu halten, fanden kurz vor der Inflationszeit 1922 Haussammlungen statt, die die Finanzierung des bei der Wolfenbütteler Architekten Caußel in Auftrag gegebenen Ehrenmals sicherstellten. Die genaue Bausumme ist nicht mehr zu ermitteln.

Der damalige Semmenstedter Pastor Timpe berichtet in der Dorfchronik, dass an dem der Einweihung vorausgehenden Gottesdienst 320 Erwachsene teilnahmen. In einer Feierstunde wurden ausschließlich Kränze niedergelegt und sowohl Männer- als auch Kirchenchor sorgten für die musikalische Ausgestaltung. Danach wurde das Ehrenmal enthüllt, auf dem 24 Namen von im ersten Weltkrieg gefallenen Semmenstedtern zu lesen waren. Ein Großteil von ihnen findet sich auch in der Publikation „Die Braunschweiger im Krieg“ wieder.

Auch nach dem Schrecken des Zweiten Weltkrieges sollte die Gefallenen auf dem Ehrenmal verzeichnet werden.

Die kurz nach der Währungsreform 1949/50 durchgeführten Haussammlungen brachten diesmal allerdings einen zu geringen Betrag. So wurde im Jahr 1952 die Inschriftentafel auf der Vorderseite des Ehrenmals geändert und erhielt die heutige Fassung:

*„Unsere gefallenen Söhne der Weltkriege
1914 – 1918
1939 – 1945
zum Gedächtnis.
Die dankbare Gemeinde Semmenstedt.“*

Ferner ließ man 1952 ein „Ehrenbuch“ anfertigen, in dem die Namen der 45 gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkrieges festgehalten sind.

Die Blässralle (*Fulica atra*) im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Text und Fotos von Rolf Jürgens

Im Frühjahr und Spätsommer kann man die Blässralle in großer Anzahl auf den Wasserflächen des Teichgebietes beobachten. Die Blässralle, deren Gefieder grauschwarz ist, zeichnet sich durch ihren kreideweißen Schnabel und die gleichfarbige nackte Blässe auf der Stirn aus.

Die Blässralle ist ein häufiger Wasservogel im Wasservogelreservat. Sie benötigt größere Wasserflächen und zur Brutzeit zusätzlich bewachsene Uferstreifen. Mit ihren Schwimmklappen an den Vorderzehen kann sie sehr geschickt laufen, am wohlsten fühlt sie sich aber auf Gewässern. Blässrallen suchen schwimmend und tauchend ihre Nahrung, die vorwiegend aus Wasserpflanzen, Mollusken und Schnecken besteht.

Ende März Anfang April beginnen die Blässrallen mit dem Bau ihrer Nester. Die Nester mit einem Gelege von etwa sieben bis 15 gelblich, dunkel punktierten Eiern, sind meistens im Röhricht versteckt. Im Jahre 2001 brüteten im Wasservogelreservat 19 Brutpaare mit Erfolg. Vom Beobachtungsstand aus kann man die Blässralle aus nächster Nähe beobachten. Im Spätsommer hält sich der Gesamtbestand mit größtenteils halbwüchsigen Jungen mit einer Anzahl von 100 bis 170 Blässrallen im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche auf. Auch im Winter halten sich immer einige Blässrallen auf den eisfreien Wasserflächen der Teiche des Wasservogelreservates auf.

Einer der bekanntesten Wasservögel ist die Blässralle. Wem wären sie nicht von einem Uferspaziergang an unseren Seen bekannt, die schwarzen Rallen mit ihren weißen Schnäbeln und Stirnblässen. In großen Scharen bevölkern sie im Winter die großen Seen und wurden an manchen Stellen, wo Menschen (Passanten) Brot und anderes Futter streuen, sehr zutraulich, wie im Naturschutzgebiet und Europareservat Riddagshausen-Weddeler Teiche zu beobachten ist.

Im Wasservogelreservat ist die Blässralle neben der Stockente eine der häufigsten Wasservogelarten. Das ganze Jahr über sind sie in teils größerer Zahl zu beobachten. So lange die Gewässer nicht zufrieren, überwintern Blässrallen auch im Teichgebiet des Wasservogelreservates. Ende März und Anfang April beginnen die Blässrallen mit dem Nestbau. Das Nest wird im Röhricht mit genügend Deckung angelegt. Im Schilf ist die Deckung fast komplett, und die Nester werden mit dem Aufwachsen der breitblättrigen Triebe nahezu unsichtbar. Ist jedoch ein Nest gut einsehbar, so kann sich leicht ein Fuchs das Gelege holen. Die Blässralle ist dann gezwungen, erneut Eier nachzulegen oder ein neues Nest zu bauen. Die Blässralle legt vier bis neun Eier in einem Abstand von einem Tag. In den ersten Tagen der Eiablage bebrütet das Weibchen das Gelege unregelmäßig. Später lösen sich Männchen und Weibchen beim Brüten ab.

Im Wasservogelreservat brüten etwa 10 Paare. Im Jahre 2004 haben allerdings nur 2 Brutpaare ihre ein und zwei Jungen aufgezogen. Auch im Jahre 2005 war die Blässralle nur mit zwei Brutpaaren vertreten. Die Blässrallen benötigen rund die Hälfte der Tageszeit zur Nahrungsaufnahme, und während der Aufzucht der Jungen verbringen sie sogar drei Viertel der Tageszeit mit Fressen und dem Füttern der Jungvögel.

Die Blässralle hat durch ihre Anpassungsfähigkeit eine erfolgreiche Besiedelung nahezu aller Feuchtgebiete erreicht. Wir müssen lernen, wie wichtig die Abhängigkeit der Wasservögel von Änderungen in ihrem Nestrevier während der Brutzeit ist. Managements zur Gestaltung, zur Pflege und zum Schutz von Feuchtgebieten müssen folgen.



Nest mit Gelege der Blässralle



Blässralle brütet auf dem Nest



Blässralle brütet auf dem Nest

Aus Trümmern auferstanden

Braunschweig und sein Wiederaufbau nach 1945

Text von Dieter Heitefuß

Der Bildband zeigt Dokumente aus der Zeit von 1930 bis heute. In der Vorkriegszeit war die Innenstadt Braunschweigs mittelalterlich geprägt.

Gegen Ende des 2. Weltkrieges verlor sie durch die Luftangriffe des Jahres 1944 ihr Gesicht, als der Innenstadtkern zu 90 Prozent in Schutt und Asche fiel.

Mit der Zerstörung und dem ersten Wiederaufbau zeigt das Buch, unter welchen Umständen wieder Leben einkehrte.

In bisher unveröffentlichten Bildern dokumentiert es den Nachlass des Amateurfotografen Dr. Günter Baum-

garten, der nach dem verheerenden Luftangriff des 15. Oktober 1944 heim-



lich die Trümmer fotografierte. Als Leutnant der Luftwaffe in Uniform gelang ihm dieses mit seiner Leica mit

sehr ausdrucksstarken Aufnahmen. Er führte seine Lichtbildserie 1954 fort, als er die Situation des provisorischen Wiederaufbaus von nahezu gleichen Standorten wie 1944 auf Farbdiafilm noch einmal fotografierte.

Ab 1997 konnte ich seine Aufnahmen in Lichtbildervorträgen verwenden, dazu Bilder von Hans Steffens, Kurt Bosse, Werner Keiner und weiteren Fotografen.

Mit aktuellen Luftbildern teilweise aus der gleichen Perspektive, präsentiere ich das gegenwärtige Stadtbild. Bilder aus dem Stadtarchiv Braunschweig und Zeitzeugenberichten ergänzen die Vorträge. Pläne, eine



Buch darüber entstehen zu lassen, blieben vorerst in der Schublade.

Analoge Bearbeitung im Fotolabor über Vergrößerungsapparat und Fotochemie brachten keine befriedigenden Ergebnisse. Die durch Bakterienbefall und feuchte Lagerung verursachten Schäden an den Bildern hätte man durch herkömmliche Bearbeitung nur unzureichend beseitigen können. Erst digitale Bildbearbeitung mit „Photoshop“ ermöglichten eine Restaurierung.

Eine Zusage der Volkswagen-Bank zur finanziellen Unterstützung ermutigten mich, dieses Vorhaben 60 Jahre nach Kriegsende zu verwirklichen.

Nach Anschaffung professioneller Geräte konnte ich die recht zeitaufwändige Digitalisierung selbst vornehmen. Die digitalen Daten lieferte ich an die Druckerei Ruth Printmedien. Diese übernahm Layout und Druck des Buches. Durch Förderung der Volkswagen-Bank kann das Buch zu einem günstigen Preis angeboten werden.

Das Buch

Dieter Heitefuß
**Aus Trümmern
auferstanden**

Verlag Dieter Heitefuß
Braunschweig
ISBN 3-9803243-5-4
EUR 19,95

Erhältlich im Buchhandel



Abb. links oben:

Radeklint mit Weberstraße und Lange Straße, 1954.

Abb. links unten:

Radeklint mit Blick zur St. Andreaskirche.

Abb. rechte Seite von oben nach unten:

Radeklint, 1939.

Steinweg vom Ritterbrunnen zum Theater, Oktober 1944.

Steinweg von der Dankwardstraße zum Theater.

Ruhfäutchenplatz, Marstall und Casparistraße, 1954.

Alle Abbildungen sind dem Buch entnommen.

Die Autobahnkirche Christophorus

an der Autobahnraststätte „Zweidorfer Holz – Nordseite“
in der Gemeinde Wendeburg

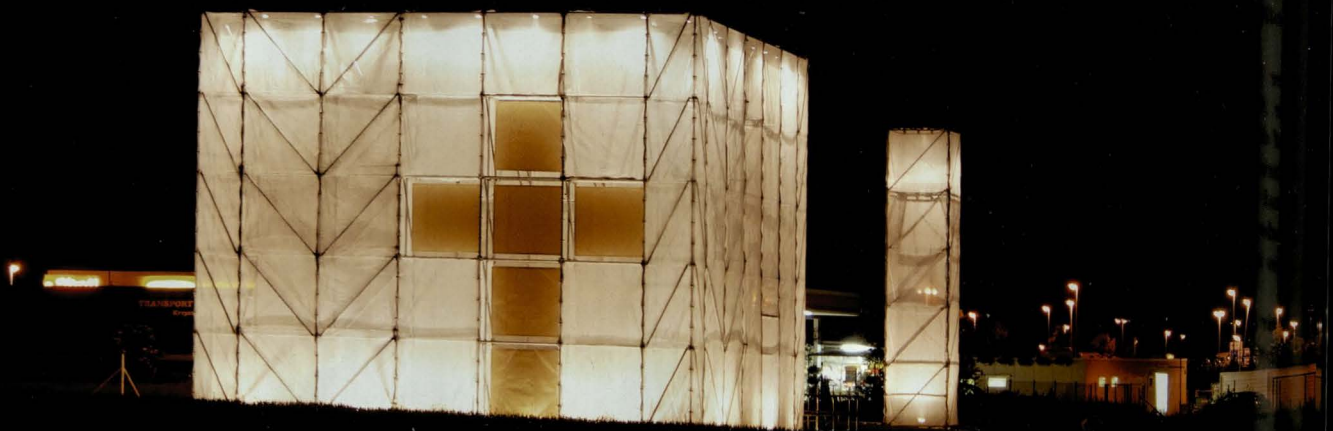
Text von Rolf Ahlers und Otto Pfingsten

Eine Kirche ist eine Gemeinschaft der Gläubigen – der Herr sagt: „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.“
(Matthäus 18, 20)

Eine Kirche ist selbstverständlich auch das Gebäude, in dem sich die Gläubigen zu Gottesdiensten, zu Andachten und vielen weiteren Anlässen treffen.

Anlass für die Idee zur Autobahnkirche Christophorus – vom Wendeburger Pfarrer Otto Pfingsten – war die in Hannover stattfindende Veranstaltung „30. Deutscher Evangelischer Kirchentag“. Der Kirchentag, vom 25. bis 29.05.2005, hatte eine große Bedeutung für die evangelischen Christen in Deutschland. Zusätzlich ergab sich davon eine Ausstrahlung auf die Christen in Deutschland und auch weit darüber hinaus. Die Botschaft des Kirchentages „Wenn dein Kind dich morgen fragt ...“ (5. Mose 6, 20) „weist weit in die Zukunft.“

Zum Kirchentag in Hannover wurden viele Gäste erwartet, aus Norden und Süden, aus Westen und Osten. Eine Hauptzufahrtstrecke aus östlicher Richtung ist die Autobahn A2, sie führt auch durch das Gebiet der Gemeinde Wendeburg und die Autobahnraststätten „Zweidorfer Holz“ (Nordseite und Südseite) befinden sich dort. Dadurch angeregt, sinnierte Pfarrer Otto Pfingsten bereits zwei Jahre zuvor: „Man müsste, sollte, könnte ... als unseren örtlichen Beitrag für den Kirchentag eine Autobahnkirche ...? – Die Kirche soll zu den Menschen gehen, am „Zweidorfer Holz“ sind sicherlich viele anzutreffen. Was meinst du?“



Die Verbreitung der Idee stieß – wie immer bei Neuheiten – auf Skepsis und Interesse: „Was soll das?“ und „Warum nicht?“ waren Fragen, auf die es gute Antworten gab. Zugleich begann der Weg durch die „Instanzen“, alle stimmten zu: der Kirchenvorstand, der Grundstückseigentümer, die Gemeinde Wendeburg, der Landkreis Peine und Behörden des Landes Niedersachsen. Zu suchen und zu finden war eine architektonisch ansprechende, technisch und wirtschaftlich machbare Gestaltung für die „flüchtige“ (= lediglich zeitweilig vorhandene) Kirche. Die von der Einweihung am Pfingstmontag, 16.05.2005, 11.00 Uhr, (nur) bis einige Zeit über den Kirchentag hinaus den Gläubigen zur Verfügung stehen sollte. Mehrere Architekten, vom Pfarrer auf eine spontane Idee angesprochen, machten Vorschläge. Bis dann einer gefiel.

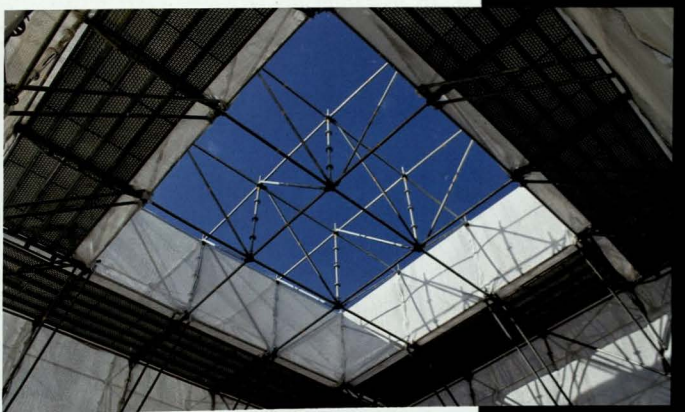
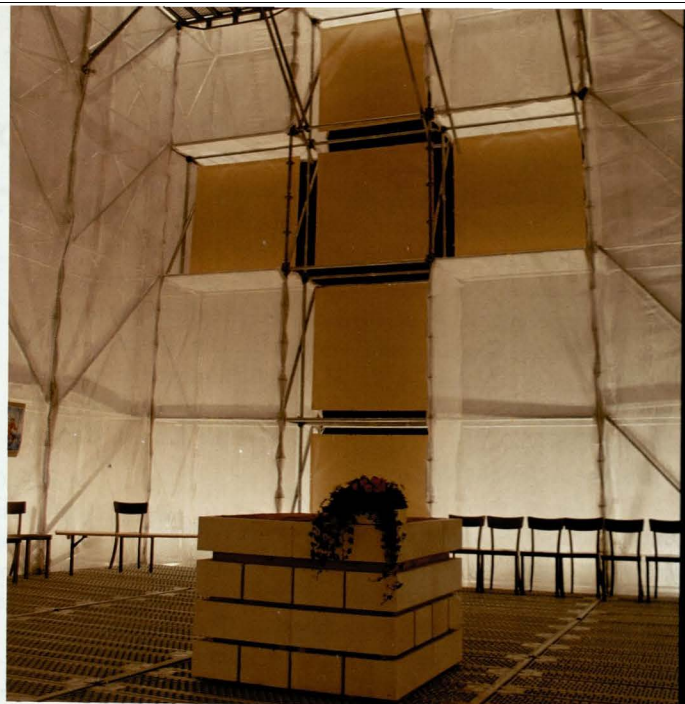
Die Planungen der Architekten Wilke Mennerich, Hamburg, und Sandi Morese, Braunschweig, nahmen Gestalt an und führten – in mehreren Zusammenkünften von Interessierten – zur schließlich verwirklichten Christophoruskirche, wobei die Gestaltung weitreichendere Form annahm: Das Kirchengebäude in einer planerischen Einheit mit dem Glockenturm und mit dem umgebenden – Wasser darstellenden – Gelände.

Das großzügige Gelände, 1800 Quadratmeter, stimmte rein auf den Ort der Andacht, der Begegnung, der Einker, des Gebetes, des Gespräches, des Gottesdienstes, der Ruhe, der Stille. –

Der Weg, vom Autobahnparkplatz herangeführt, war auf dem Gelände als Steg – Weg über das Wasser – hergestell. Die Glocke am seitlich errichtetem Glockenturm erinnerte ans Gebet oder rief zu Andacht oder Gottesdienst. Die Christophoruskirche, das Gebäude, war als Kubus ausgeführt, je 10 Meter breit, lang und hoch. Die Umfangs-„Wände“ bestanden aus Baugerüsten, bespannt mit wetterfesten hellen Gewebbahnen, dabei wurde eine „Wand“ mit großem farblichen Kreuz gestaltet. Der Innenraum des Gebäudes war lediglich entlang der Umfangs-„Wände“ mit Gewebbahnen überdacht, damit blieb in der Mitte ein Viereck offen, um Innen und Außen – Land und Luft – Erde und Himmel, zu verbinden. Der inmitten stehende Altar war – wie das Gebäude – ebenfalls kubisch ausgeführt, jedoch aus großformatigen Kalksandsteinblöcken erstellt.

Der Name Christophoruskirche ergab sich von selbst, die Autobahn, der Verkehr, die Reisenden, alles weist auf den Heiligen Christophorus. Der Legende nach trug Christophorus auf seinen Schultern einst das Christuskind von einem Flussufer sicher zum Flussufer auf der anderen Seite – dieses Vorbild nahmen sich die Reisenden zum Zeichen.

Die Kirche lebt – die Menschen gestalten das kirchliche Leben und die Menschen nehmen teil am kirchlichen Leben.“ – Dem Aufruf des evangelischen Pfarrers an weitere christliche Kirchen, an die kirchlichen Gruppen, an die örtlichen Vereine, Verbände und Organisa-



tionen folgte ein reichhaltiges Echo. Die Christophoruskirche war von Beginn an ökumenisch ausgelegt und so trafen sich Evangelische, Katholische und Orthodoxe oft auch zu gemeinschaftlichem Handeln und Tun. Zu den kirchlichen Handlungen kamen viele von Laien mit Leben und Erleben ausgestaltete Stunden. Zur Erbauung, zur Festigung des christlichen Glaubens – die Formen und Möglichkeiten wurden reichhaltig ausgeübt und vermittelt. Die vielen Gäste, ungezählt nach Konfession und Herkunftsländern haben „ihren“ Platz gefunden, sie konnten schauen, staunen, Kerze anzünden, beten, in der Bibel lesen, Gespräche führen, fragen – gewinnend für alle Beteiligten.

Entstanden war – im besten Sinne – eine ökumenische Bürgerkirche, nicht verordnet von einer Behörde oder einem Kirchenamt, sondern getragen und mit Leben erfüllt allein von der Bevölkerung der benachbarten Ortschaften. Diese Tatsache war es wohl, die innerhalb weniger Wochen unsere Gemeinde Wendeburg weit über die Grenzen Niedersachsens hinaus berühmt werden ließ. Viele Zeitungen und Zeitschriften (auch der „Focus“) und Radiosender berichteten neugierig von diesem einmaligen Projekt.

So blieb es nicht aus, dass die Autobahnkirche wesentlich länger stehen blieb, als es die Planungen zunächst vorgesehen hatten. Aus der einen Woche während des Kirchentages war bald ein Monat geworden (16.05. bis 16.06.2005), dann wurde die Frist noch einmal verlängert bis Ende August. In diesen knapp 4 Monaten wurden in der Autobahnkirche nicht nur 2 Kinder getauft und weit über hundert Andachten bzw. Gottesdienste gefeiert. Es kam nach den Andachten neben und um die Kirche herum zu vielen Begegnungen und besonderen Festen, die es in dieser Form nur dort geben konn-

te, beispielsweise der „Abend der Begegnung“, der „Tag der russischen Kirche“, die „Blaue Nacht“. In gewisser Weise als Höhepunkt aber zugleich auch als ein wehmütiger Abschied gestaltete sich die letzte Andacht in unserer Autobahnkirche am 26. August 2005, an der auch der Niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff, zugleich Schirmherr der Christophoruskirche, teilnahm. In seinem Grußwort zeigte er sich außerordentlich beeindruckt von dem ehrenamtlichen Engagement der Wendeburger Bevölkerung: „Solche Menschen braucht unser Land.“

Beachtung und Anerkennung fand die gelungene Gestaltung der beiden Architekten Wilke Mennerich und Sandi Morese auch bei „Renault Traffic Design Award 2005 – Architektenwettbewerb“ zum Thema: „Realisierte Objekte – innovative Verkehrsarchitektur.“ Für das Objekt „Temporäre Autobahnkirche Christophorus“ zählen sie zu den diesjährigen Preisträgern – herzlichen Glückwunsch.

Anfang September wurde die Christophorus-Kirche abgetragen. Die Baugerüste, vorher an der Frauenkirche in Dresden eingesetzt, kamen anschließend zu einem Bauvorhaben in Finnland. Aber es gibt, wie man hört, bereits Überlegungen in der Niedersächsischen Staatskanzlei, die Idee der „flüchtigen“ Autobahnkirche doch wieder in anderer Gestalt aufstehen zu lassen. Als Erinnerung an „unsere“ einmalige Christophoruskirche soll der Altar an „Ort und Stelle“ erhalten bleiben. – Mindestens einmal jährlich wollen wir uns beim „Altar-Fest“ dort zu Ehren des heiligen Christophorus wieder treffen.

*Fotos von Uwe Krebs,
Luftaufnahme von Wilfried Küchenthal*



Veranstaltungsprogramm für Januar, Februar und März 2006

Braunschweigischer Landesverein für
Heimatschutz e. V.



Spaziergänge, Besichtigungen und
Exkursionen

Do., 16. Februar 2006, 15.30 Uhr

**Besichtigung der Ausstellung:
„Zauberhafte Puppenwelten en
miniature“ –**

**„Puppenhäuser und Puppenstuben
aus dem 19. Jahrhundert.“**

Führung: Cortina Teichmann-Knauer,
Museumspädagogin.

Schlossmuseum Wolfenbüttel, Schlosspark,
38304 Wolfenbüttel,
Buslinie 420 bis Kornmarkt Wolfenbüttel.
Eintritt: 1,80 Euro/Person

Vorträge

Do., 12.01.2006, 16.00 Uhr

**„Wilde Zeiten – die Franzosen beset-
zen Braunschweig vor 200 Jahren.“**

Vortragender:

Ltd. Museumsdirektor Dr. hc. Gerd Biegel
Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig.

Do., 09.02.2006, 16.00 Uhr

**„Die Klöster in der Stadt
Braunschweig“**

Vortragende: Elke Frobese M.A.

Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig.

Do., 09.03.2006, 19.00 Uhr

**„Auf dem Weg zum 100-jährigen (1)
– Interessantes und Unvergessenes
aus der Geschichte des Braunschwei-
gischen Landesvereins für Heimats-
schutz.“**

Vortragender:

Ltd. Museumsdirektor Dr. hc. Gerd Biegel.
Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig

Jeden Donnerstag können auch die
üblichen Vorträge von Herrn Ltd.
Museumsdirektor Dr. h. c. Gerd Biegel,
die jeweils um 19.00 Uhr beginnen, von
den Mitgliedern des Braunschweigischen
Landesvereins für Heimatschutz besucht
werden. Die Vortragsthemen sind aus
der Tagespresse und dem Programm des
Braunschweigischen Landesmuseums zu
entnehmen.

Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepler,
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,
Tel. und Fax 0531/872658

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:
Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des
Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e.V. wieder.

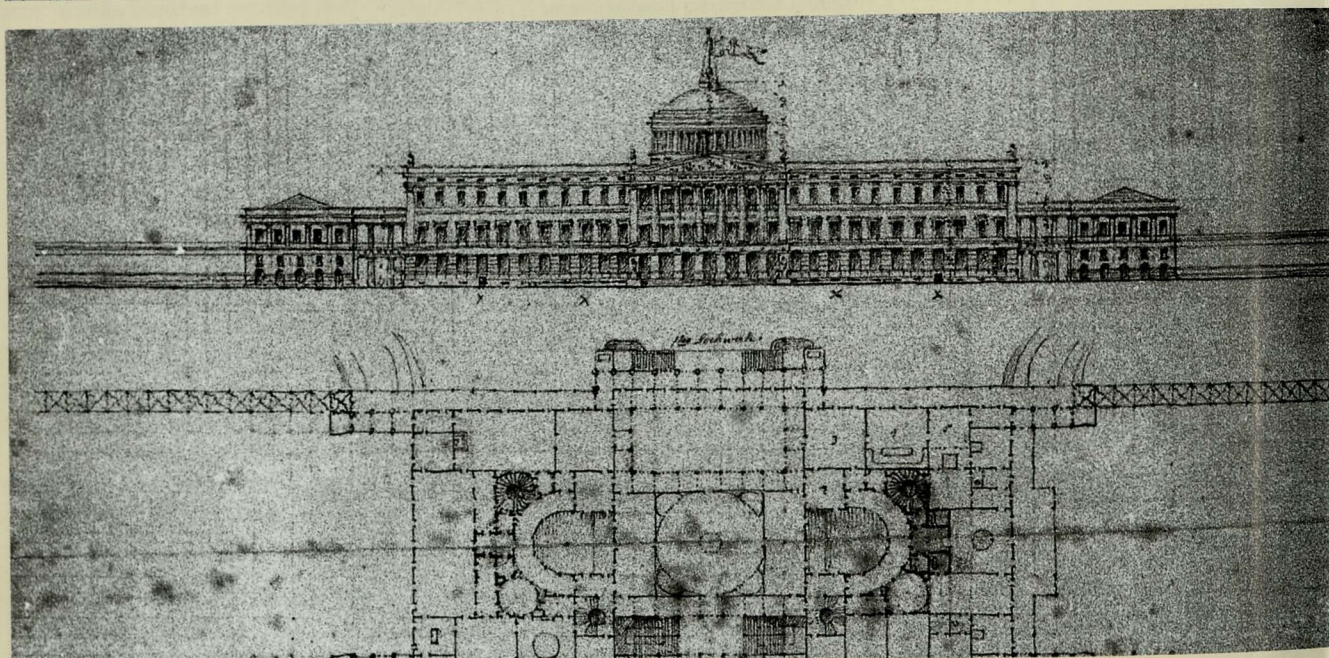
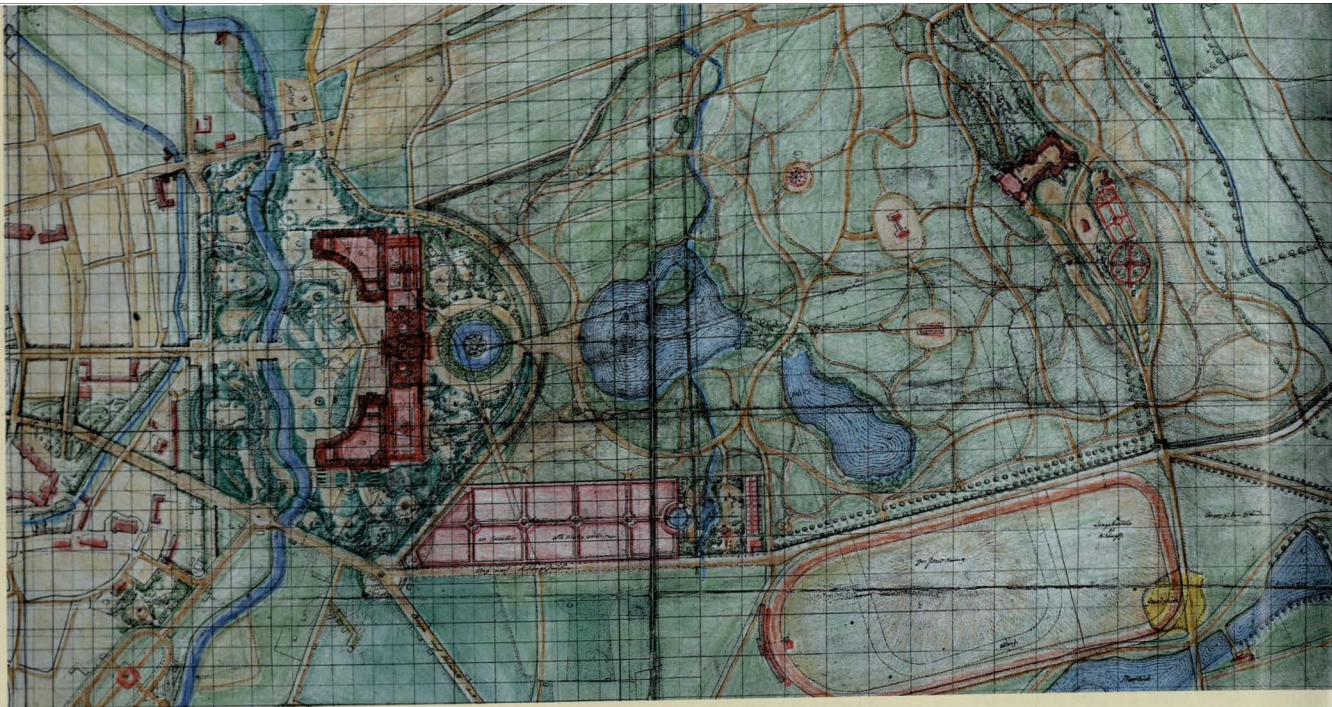
1. Vorsitzender: Harald Schraepler, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658

Redaktion: Frank Beier M. A., Leipziger Straße 21, 38327 Semmenstedt, Telefon 05336/456

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2005 · ISBN 3-937664-39-4

www.appelhans-verlag.de



Ein riesiger Schlosspark und zwei Schlösser im Osten der Stadt Braunschweig? – Eine Ergänzung –

Text von Frank Beier, M.A.

In Anlehnung zum in der letzten Ausgabe erschienenen o. g. Artikel möchten wir folgende Abbildungen hinzufügen, die diesen sinnvoll ergänzen und unseren Lesern nicht vorenthalten werden sollten. Burchardt Warnecke beschreibt in seinem Buch „Der Braunschweiger Nußberg“ die wechselvolle Geschichte dieses im östlichen Ringgebiet liegenden Stadtteil Braunschweigs. Besonders interessant ist in seinem in der letzten Ausgabe der „Braunschweiger Heimat“ erschienene Artikel, der Hinweis auf die Planung eines Braunschweiger Residenzschlosses in diesem Gebiet nach dem Brand des alten am Bohlweg gelegenen Schlosses und der Vertreibung Herzog Karls II. 1830 aus Braunschweig. In den Beständen des Städtischen Museums befinden sich u.a. zwei Planzeichnungen des herzoglichen Baudirektors Peter Joseph Krahe, die im Folgenden abgebildet sind.

Die obere Abbildung zeigt den Ausschnitt einer Planzeichnung von Peter Joseph Krahe aus dem Jahr 1830. Zur besseren Verdeutlichung der Details wurde das Zwischenoriginal nachkoloriert. Größe und Umfang dieser repräsentativen Schlossanlage lassen sich schnell erahnen.

Die Abbildung unten zeigt einen Entwurf von mehreren Varianten des Residenzschlosses im Osten der Stadt. Dieser Entwurf stammt ebenfalls von Peter Joseph Krahe aus dem Jahr 1830.

Abb. oben: Nachkolorierter Plan von Burchardt Warnecke. Original Städt. Museum Braunschweig

Abb. unten: Städt. Museum Braunschweig